1,40 DM / Band 93
Schweiz Fr 1.60 / Österr. S 10.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Mord in der Mumiengruft

Belgien F 27 / Frankreich F 3,50 / Italien L 650 / Luxemburg F 25 / Niederlande f 1,60 / Schweden kr 4,25 Lm. / Spanien P 60



Mord in der Mumiengruft

John Sinclair Nr. 93

von Jason Dark

erschienen am 15.04.1980

Titelbild von Sebastia Boada

Sinclair Crew

Mord in der Mumiengruft

Zuerst lasen wir in Sam Ketterings Aufzeichnungen von der Pyramide der grausamen Priester. Daß es keine Spinnerei war, wurde uns auf drastische Art und Weise bewiesen.

Eine Maya-Mumie brachte Kettering um.

Wir flogen nach Yucatan und gerieten dort in einen Strudel höllischer Ereignisse. Gegenwart und Vergangenheit vermischten sich, und mir sollte in der Pyramide der grausamen Priester der Garaus gemacht werden…

Der helle Tropenmond stand so günstig, daß sein silbriger Schein durch das quadratische Fenster fiel und es auf dem Steinboden in doppelter Größe nachzeichnete.

Das Fenster besaß keine Scheibe mehr, dafür jedoch ein engmaschiges Insektengitter.

Der Schutz nutzte auch nicht viel. Es hatten sich trotzdem genügend Kriechtiere im Zimmer versammelt, und auch die winzigen Stechmücken fanden immer wieder den Weg in den kleinen Raum.

Die Kriechtiere krabbelten an den Wänden entlang. Sie veranstalteten regelrechte Rennen, wobei sie übereinander und untereinander herkrochen.

Sam Kettering störte das nicht. Er war das Treiben seiner »Mitbewohner« gewöhnt. Schließlich lebte er seit zwei Jahren in der feuchten Hölle Yucatan.

Seit zwei Jahren forschte er.

Jetzt endlich hatte er Erfolg gehabt.

Er, Sam Kettering, hatte die Pyramide der Mayas gefunden. Aber nicht irgendeine, sondern die Pyramide der Götter. Tief unter der Erde beherbergte sie die Mumiengruft.

Nach einem stundenlangen Marsch durch den Dschungel war es ihm und seinen einheimischen Begleitern gelungen, das Bauwerk zu finden. Sie hatten es sich nur angesehen, denn hineingehen wollte niemand der Einheimischen. Sie alle stammten von den Mayas ab, und sie hatten ihren Glauben behalten, trotz des Christentums.

Die Pyramide war verflucht!

Das besagten die alten Geschichten und Legenden.

Sam Kettering setzte sich nicht über den Fluch hinweg. Er glaubte, daß an diesen alten Geschichten einiges dran war, und wenn Einheimische sich weigerten, die Pyramide zu betreten, dann hatte das sicherlich seinen Grund.

Deshalb war Sam ihnen auch nicht böse, als sie den Rückzug einschlugen.

Er war langsamer gegangen und hatte sich den Weg nicht nur gemerkt, sondern auch genau markiert. Diese Zeichnung war bereits auf dem Weg nach London, wo sich gewisse Leute brennend dafür interessierten.

Schlaf fand Sam Kettering nicht. Zu sehr wirkten die vergangenen Erlebnisse in ihm nach. Er sah sich noch einmal durch den Dschungel stampfen, mit Haumessern bewaffnet, schweißüberströmt, von unzähligen Insekten gepeinigt, von tausend Gefahren umlauert, aber immer das eine Ziel vor Augen.

Er hatte es erreicht.

Sam Kettering wälzte sich wieder auf die rechte Seite, wo er auch das Fenster beobachten konnte.

Es war eine wunderbare Nacht. Vom nahen Dschungel her ertönten vielfache Geräusche, denn der Urwald schlief auch in der Nacht nicht. Da wurden die Tiere wach, die sich tagsüber versteckt hielten, und auch die Dämonen und Geister, von denen die Einheimischen immer nur hinter vorgehaltener Hand sprachen, denn sie hatten Angst vor ihnen.

Zum Beispiel vor dem Geist des Jaguars, der nachts auf Beutezug ging und dabei junge Mädchen raubte.

Oder vor den Geistern der Schlangen, die in die Menschen eindrangen und sie von innen verzehrten.

Aber auch vor den Mumien in der verfluchten Pyramide. Wer ihre Ruhe störte, den würde die Rache grausam treffen.

Aberglaube?

Vielleicht – vielleicht aber auch nicht. Sam Kettering hatte zwar die Ruhe der Mumien noch nicht gestört, aber er war nahe daran gewesen, es zu tun. Er würde es auch wagen, sobald er eine zweite Expedition bereit hatte.

Die jedoch wollte er mit Europäern durchführen. Mit Leuten, die sich nicht so sehr fürchteten.

Unter anderem sollte Bill Conolly dabeisein. Und Bill Fleming, ein bekannter Historiker. Letzterer allerdings hatte abgesagt, weil er schon einer Ostasien-Expedition sein Wort gegeben hatte.

Blieb Bill Conolly. Der Reporter hatte oft über Ketterings Reisen berichtet, und dies in einer lockeren, lesbaren Art, die Sam sehr gut gefiel.

Deshalb die Einladung an ihn.

In der Nähe stand ein kleines Tischchen aus Rohrgeflecht. Neben der Petroleumlampe lagen die Zigaretten. Sam Kettering klaubte sich das Päckchen, riß es auf und nahm eine Schwarze hervor. Er rauchte nur französische Zigaretten, die stärksten, die auf dem Markt waren.

Aber heute schmeckte ihm die Zigarette nicht so sehr. Er fühlte sich unwohl, als wäre eine schleichende Krankheit im Anmarsch. Seine Temperatur hatte sich erhöht, und manchmal fühlte er auch den Kälteschauer, der über seinen Körper lief.

Fieber!

Ja, er hatte Fieber. Nur – woher? Wo hatte er sich diese Krankheit geholt. Gegen die üblichen Dschungelwehwehchen war er immun. Nein, die Krankheit oder vielmehr das Fieber mußte einen anderen Grund haben.

Ihm fiel wieder die Pyramide ein. Und er dachte an die zahlreichen Bücher, die er über die ägyptischen Expeditionen und Grabräuber gelesen hatte.

Waren die Teilnehmer dieser Pyramidenstürmer nicht alle auf eine rätselhafte Art und Weise ums Leben gekommen?

Und hatte bei ihnen der Tod nicht manchmal auch mit Fieberanfällen begonnen?

Da, ein Schatten.

Am Fenster!

Sam Kettering setzte sich hoch. Sein rundes Gesicht mit der breiten Stirn war schweißnaß. Die Tropenkleidung klebte an seinem Körper. Das blonde Haar war zur Bürste geschnitten. Weit riß er die blauen Augen auf.

Der Schatten war verschwunden.

Sam Kettering sah nur noch den Mond, der mit seinem Licht das Quadrat ausfüllte.

Aufseufzend ließ sich Kettering zurückfallen. Er hatte sich wohl getäuscht. Ja, man bildete sich schnell etwas ein, wenn man in diesem feuchtheißen Klima lebte.

Da sah man leicht Gespenster und konnte auch schnell durchdrehen. Kettering rauchte weiter. Die Zigarette glühte in unregelmäßigen Abständen auf. Der Rauch kratzte im Hals, Kettering mußte husten und war es dann leid.

Er drückte die Zigarette aus.

»Widerliches Getier!« knurrte Kettering, als er die Käfer an der Wand betrachtete. Dann zuckte er zusammen. Abermals jagte ein Fieberschauer über seinen Körper, so stark, daß er das Gefühl hatte, seine Haut würde in Flammen stehen.

Kettering keuchte und setzte sich auf. Er mußte aus dem Bett in die primitive Küche, wo es auch Wasser gab und die Tabletten lagen. Es fiel ihm schwer, auf der Bettkante sitzen zu bleiben. Das Zimmer drehte sich vor seinen Augen, und er hatte das Gefühl, in einem Karussell zu sitzen.

Nur allmählich ebbte der Anfall ab.

»Wird Zeit, daß ich aus dieser Hölle rauskomme«, keuchte er und stand auf.

Es ging besser, als er erwartet hatte. Kein Schwindel, kein Taumel. Zielsicher bewegte Kettering sich auf die Tür zu. Automatisch schnallte er seinen Waffengurt um mit dem schweren 45er Colt-Revolver an der rechten Seite.

Er ging nie unbewaffnet. Und wenn er schlief, lag die Kanone immer in Reichweite.

Kettering verließ das Zimmer und gelangte in die Küche. Dort befand sich auch der Ausgang, eine primitive Holztür, die mehr Risse als Balken hatte.

Links neben der Tür stand der wacklige Tisch mit der Porzellanschale darauf und der Karaffe daneben. In beidem befand sich schmutziges Wasser.

Über dem Tisch war ein kleiner Arzneischrank an der Wand befestigt

worden. Er enthielt Tabletten, Verbandszeug, Schere und Tupfer. Außerdem eine Flasche mit Mineralwasser, denn das Wasser hier konnte man nicht trinken. Es war von Bakterien verseucht.

Sam Kettering nahm eine Tablette, zerkaute sie und trank einen Schluck Mineralwasser aus der Flasche. Er gurgelte einmal nach und spülte die Tablettenreste hinunter.

Er hoffte nur, daß es etwas half.

Kettering stieß auf. Vom Magen her spürte er die Säure und verzog das Gesicht. Wenn er wieder in England war, wollte er sich einmal richtig durchchecken lassen. Die Ärzte hier waren seiner Meinung nach nur Kurpfuscher.

Dann überraschte ihn wieder der Anfall. Diesmal jedoch nicht so arg wie zuvor. Ihm wurde nur heiß, und er hatte das Gefühl, Gummi in den Knien zu haben.

Kettering stürzte nach vorn und stützte sich an der Wand ab. Tief atmete er durch.

Einmal, zweimal…

Danach ging es ihm wieder besser.

Er brauchte die Stütze nicht mehr, drehte sich um und stand im selben Moment der Tür gegenüber.

Da draußen war jemand.

Er sah es genau. Denn das durch die Ritzen fallende Licht wurde verdunkelt.

Eine Sekunde später bekam Sam Kettering auf drastische Art und Weise zu spüren, daß er sich nicht getäuscht hatte. Jemand warf sich wuchtig gegen die Tür – und zwar so hart, daß sie mitsamt der Angel aus dem Rahmen fiel.

Sam Kettering griff blitzschnell zum Revolver, so wie es immer die Westernhelden taten. Doch auf halbem Weg blieb seine Hand hängen.

Das Grauen sprang ihn an.

In der Türöffnung stand ein wahres Monster.

Es füllte den gesamten Rahmen aus, hatte einen unförmigen, plumpen Körper und sah aus, als wäre es mit matter grüner Farbe überstrichen worden.

Schaute man genauer hin, so sah man die breiten Streifen, die dicht an dicht nebeneinander lagen und den Oberkörper des Monsters umschlangen.

In der Tür stand eine Mumie.

Aber eine lebende!

Denn die Augen, die trotz der zahlreichen Binden zu sehen waren, funkelten in einem düsteren Rot.

Rot wie das Blut der Opfer, dachte Sam Kettering, denn ihm war schlagartig bewußt geworden, daß hier eine Mumie aus der geheimnisvollen Pyramide vor ihm stand. Er hatte sie zwar noch nie

gesehen, aber genau die alten Zeichnungen studiert, und darauf waren diese Mumien festgehalten worden.

Nun stand sie vor ihm.

Ein Abbild des Schreckens.

Sam Kettering wußte auch, daß sie nicht gekommen war, um ihm guten Tag zu sagen. Nein, die Mumie wollte sich für etwas rächen. Für eine Sache, die Sam Kettering noch gar nicht durchgeführt hatte und die in der Zukunft lag.

Er sollte niemals dazu kommen, das Grab der Mumien zu betreten.

Es dauerte Sekunden, bis Kettering seine Angst und den Schrecken überwunden hatte. Dann aber handelte er. Seine Hand zuckte weiter nach unten, fand den Revolverkolben und riß die Waffe hervor.

Zielen, anlegen, schießen. Drei Dinge, die in eine fließende Bewegung übergingen.

Zweimal krachte sein Revolver. Die großkalibrigen Geschosse hieben zwei Löcher in den Körper der Mumie, doch stoppen oder etwas antun konnten die Geschosse dem Monster nichts.

Sie machten sie höchstens noch wütender. Wo die Kugeln getroffen hatten, waren die Binden zerfetzt, und etwas Helles schimmerte dort durch.

Wie Haut…

Sam Kettering lief ein Schauer über den Rücken, als er daran dachte. Dann mußte er sich auf den Angriff der Mumie konzentrieren, denn ihr Tritt kam wuchtig und schnell. So schnell, daß Kettering nicht mehr ausweichen konnte.

Der Wissenschaftler flog quer durch den Raum.

Er schlug hart mit dem Rücken gegen die Mauer, so daß die gesamte Hütte anfing zu wackeln.

Ein stechender Schmerz zog durch seinen Körper, und für einen Augenblick bekam er keine Luft mehr.

Die Mumie wollte mehr.

Sie wollte seinen Tod!

Sie stampfte näher. Schritt für Schritt kam sie auf Sam Kettering zu. Seltsamerweise waren ihre Finger nicht von den Bandagen umwickelt. Sie konnten sich frei bewegen.

Es waren lange Finger.

Regelrechte Klauen, mit spitzen hornigen Nägeln, die Sam Kettering wie zwei Zangen vorkamen, als sie sich seinem Hals näherten.

Kettering riß den Mund auf. Er wollte um Hilfe schreien, doch nur ein dumpfes Ächzen drang aus seinem Mund. Sein rechter Arm und seine Hand berührten den Boden. Noch immer umklammerte er seinen Revolver.

Obwohl es müßig war und keinen Erfolg brachte, quälte er seinen Arm in die Höhe und zielte auf die grausame Gestalt. Sein Finger legte

sich um den Abzug. Es fiel Sam Kettering ungeheuer schwer, abzudrücken. Den kleinen Ruck schaffte er nicht.

Der Revolver wurde schwerer und schwerer. Waffe und Arm sanken langsam nach unten. Ketterings Gesicht verzerrte sich in namenlosem Grauen.

Der schwere Revolver rutschte ihm aus der Hand. Er fiel auf den Steinboden und blieb dort liegen.

Die Mumie machte den letzten Schritt.

Dann fiel sie über Sam Kettering her. Das letzte, was der Wissenschaftler wahrnahm, waren die beiden Klauen, die sich kalt wie Totenhände um seine Kehle legten.

Sam Kettering starb.

Der Fluch war erfüllt. Ein Fluch, der besagte, daß jeder sterben mußte, der versuchte, das Geheimnis der Pyramide zu lüften…

***

Es war selten genug, daß mich Bill Conolly in meinem Büro aufsuchte. An diesem Tag war es soweit. Er hatte erst in die Wohnung kommen wollen, doch ich war dafür, daß wir den Fall in meinem Office besprachen.

Daß eine harte Sache auf mich zukommen würde, hatte mir Sir Powell bereits angekündigt, als ich von Schottland aus in London anrief. Suko und ich hatten uns sofort in den Bentley gesetzt und waren in die Themse-Metropole gefahren. Am späten Abend trafen wir ein, und ich hatte erst einmal eine Nacht lang tief und fest geschlafen.

Wie neu geboren fühlte ich mich, als ich am Morgen mein Büro betrat. Glenda Perkins hatte den Kaffee schon fertig. Sein Duft schwängerte den nüchtern eingerichteten Raum, und ich sog begeistert den Duft ein.

»Mr. Conolly wartet bereits«, erklärte mir Glenda.

»Wunderbar. Haben Sie ihn auch mit Ihrem Luxusgetränk verwöhnt?« fragte ich.

Glenda nickte, wobei ihre dunkle Haarpracht hin- und herflog. Wie immer sah sie entzückend aus. Der rote Kaschmir-Pullover war neu, ebenso der Schottenrock, in dem sich die Farbe des Pullovers wiederfand. Glenda war dezent geschminkt, nur ihre Lippen leuchteten in einem vollen Rot.

»Wenn man Sie sieht, kann man direkt das trübe Wetter vergessen«, sagte ich und deutete nach draußen, wo sich die grauen Wolken über der Millionenstadt zusammenballten und so tief hingen, daß sie fast die Spitzen der höchsten Häuser berührten.

Glenda lachte und zeigte dabei perlweiße Zähne. »Sie sind ein Schmeichler, John.«

»Nein, ein Realist.«

»Und Jane Collins?«
Ich hob die Schultern. »Das ist eben unsere Tragik.«
»Flirten am Morgen bringt Kummer und Sorgen«, hörte ich Bill Conollys Stimme im Hintergrund. Er lehnte am Rahmen der offenen Bürotür und grinste von einem Ohrläppchen zum anderen.
»Sorry, Glenda, aber der Feind hört mit.« Mit der dampfenden Kaffeetasse in der Hand betrat ich mein Büro. Bill Conolly schloß hinter mir die Tür.
»Ist der Alte schon da?« fragte ich. Mit dem Alten meinte ich meinen Vorgesetzten, Superintendent Sir Powell.
»Er war da«, gestand Bill. »Wurde aber abberufen zu einer Besprechung. Wir sollen solange warten.«
Ich nahm hinter meinem Schreibtisch Platz. »Fein. Das sollten wir mal machen.«
»Du verdienst eben nicht genug. Wenn du mal den Job hast…«
Ich winkte ab. »Gott bewahre. In dieser Richtung habe ich überhaupt keine Ambitionen.«
Bill wechselte das Thema. »Wie war's in Schottland?«
Ich nahm einen Schluck Kaffee. »Kalt.«
»Das konnte ich mir denken.«
»Wir hatten Schnee. Und fast hätte ich die Munition nicht mehr bekommen. Einer meiner Gegner hat seine Leute vorgeschickt. Die Teufelsrocker wollten nicht nur mich daran hindern, sondern auch das Kloster zerstören. Es ist ihnen nicht gelungen.«
»Dank deiner Hilfe.«
»Suko war auch dabei.« Ich setzte die Tasse ab. »Und worum geht es jetzt? Powell erzählte was von einem wärmeren Land.«
»Yucatan.«
Ich griff das Stichwort auf. »Mayas.«
»Richtig.«
»Ich hatte in Geschichte mal eine eins.«
»Das war aber auch die einzig gute Zensur, wie?«
»Nein, ich habe den Lehrer bestochen.«
Wir lachten. Dann wurde Bill ernst.
»Gestern habe ich erfahren, daß Sam Kettering tot ist.«
»Und wer ist das, bitte?«
»Ein Historiker und Völkerkundler«, klärte mich Bill Conolly auf. »Also ein bekannter Mann.«
Bill Conolly nickte. »Genau. Er hat sich vor allen Dingen als Pyramidenforscher hervorgetan.«
Ich pfiff. »Nachtigall, ich hör dir trapsen«, sagte ich. »Erinnerst du dich an die Geschichte in Ägypten?«
»Und ob.«
Damals hatten wir gegen Samenis, einen Pharao, gekämpft. Die

Mumie war verdammt gefährlich. Allein von ihrem Wuchs her. Sie war so groß wie ein Haus, und wir hatten sie zum Schluß von einem Flugzeug aus bekämpfen müssen.[1]

Von den Mayas wußte ich, daß ihre Kultur Parallelen mit der der alten Ägypter aufwies. Deshalb konnte es durchaus sein, daß der kommende Fall ähnlich ablief.

Ich zündete mir eine Zigarette an und gab Bill Conolly auch ein Stäbchen. Nachdenklich blies der Reporter den blauen Rauch gegen die Zimmerdecke. »Ich verstehe auch nicht, wie das passieren konnte«, murmelte er, »Sam Kettering war ein vorsichtiger Mann.«

»Du kanntest ihn gut?«

Bill hob die Schultern. »Falls man da von gut kennen sprechen kann. Wir verstanden uns gut. Er war der große Wissenschaftler und Abenteurer, während ich versucht habe, seine Berichte so lebensnah wie möglich zu schreiben. Und das scheint mir auch gelungen zu sein, wenn ich Sam Kettering glauben durfte.«

»Er war also angetan«, wiederholte ich.

»Sam war ein Typ wie Bill Fleming. Immer am Ball, wenn irgendwelche archäologische Sensationen in der Luft lagen. Sam fuhr quer durch die Welt. Meistens mit einem Auftrag irgendeiner Universität in der Tasche. Er war sehr angesehen, hat zahlreiche Entdeckungen gemacht und sich dabei auf Mittel- und Südamerika spezialisiert. Aber er muß geahnt haben, daß seine letzte Expedition danebengehen würde. Denn mir hat er die Zeichnungen geschickt.«

»Welche Zeichnungen?«

»Die flüchtig hingeworfenen Skizzen vom Ausgangspunkt seiner Expedition bis hin zu Tempel.«

Ich war wie elektrisiert. »Du hast Pläne?«

»Nein. Im Augenblick liegen sie bei Powell auf dem Schreibtisch und setzen Staub an.«

Ich drückte meine Zigarette aus. »Da du die Skizzen gesehen hast, kannst du mir sicherlich erzählen, wie man zu dieser Pyramide kommt.«

Bill nickte. »Das müßte gehen. Der Ausgangspunkt seiner Expedition ist Texla gewesen, eine Stadt im Dschungel. Allerdings mit eigenem Flughafen. Zwar nur zur Landung von alten Propellermaschinen geeignet, aber dafür reicht sie aus. Es ist also kein großer Aufwand, nach Texla zu gelangen.«

»Danach wird es kriminell«, vermutete ich.

Bill lachte. »Und wie. Wenn man der Zeichnung trauen kann, geht es quer durch den Dschungel. Da gibt es keinen Weg, nicht einmal einen Pfad. Nur die verdammte Hitze, wilde Tiere und Insektenplage. Scheußlich, sage ich dir.«

Der Meinung war ich auch. Aber ich hoffte, tropenfest zu sein. »Wir

könnten Suko mitnehmen«, schlug ich vor. »Sechs Augen sehen viel mehr als vier.«

Bill war einverstanden. Er blickte auf seine Uhr. »Der Alte könnte auch bald kommen«, knurrte er.

»Die Chefs haben eben immer Zeit.« Ich schaute zum Fenster, weil mich ein trommelndes Geräusch aufmerksam gemacht hatte. Dicke Regentropfen klatschten gegen die Scheibe. Der Himmel hatte wieder einmal seine Schleusen geöffnet. Deshalb fiel es mir nicht schwer, von London Abschied zu nehmen, obwohl der Dschungel auch nicht gerade das Wahre ist.

Ich dachte an Jane Collins und daran, daß ich lange keinen Fall mehr mit ihr zusammen gelöst hatte. Das war gut so, denn ich wollte Jane nicht unnötig in Gefahr bringen.

Bei Jane fiel mir auch Sheila, Bills Frau, ein. »Was sagt eigentlich deine bessere Hälfte dazu, daß du hier für einige Zeit die Zelte abbrechen willst?«

Der Reporter hob beide Hände. »Erinnere mich nicht daran«, rief er. »Zuerst war sie dagegen, aber dann konnte ich sie überzeugen. Sheila hat Sam Kettering nämlich auch gekannt. Sie mochte ihn sehr, und deshalb hat sie mich auch gelassen.« Bill lächelte. »Allerdings hat sie eine Bedingung gestellt. Zu Weihnachten soll ich wieder hier in London auf der Matte stehen.«

Da hatte der gute Bill ein Stichwort gegeben. Weihnachten. Noch waren es anderthalb Wochen bis zum Fest, und ich hatte noch keine Geschenke. Ich war in der letzten Zeit einfach nicht dazu gekommen. Wenn ich nur kurz zurückdachte, da waren es heiße Einsätze, die ich hinter mich gebracht hatte. Die Sache mit den Werwölfen, dann die Rocker in Schottland, jetzt der Trip nach Yucatan – ich kam gar nicht mehr zur Ruhe.

Der Reporter bemerkte meine Unruhe. »Jetzt fällt dir dein schlechtes Gewissen ein, wie?«

»Und ob. Ich weiß überhaupt nicht, was ich Jane Collins schenken soll.«

»Gib ihr doch dein Vertrauen.«

»Witzbold. Das hat sie schon.«

Glenda Perkins erschien. Auch für sie wollte ich noch eine Kleinigkeit besorgen.

»Sir Powell ist soeben eingetroffen«, meldete sie. »Sie möchten zu ihm kommen.«

»Wurde auch Zeit«, brummte Bill und stand steifbeinig auf. »Eure Bürostühle sind auch nicht gerade das Wahre«, beschwerte er sich.

»Wir müssen sparen.«

»Aber am falschen Ort.« Das sagte Bill Conolly bereits auf dem Flur. Wir gingen die paar Schritte zu Powells Büro, durchquerten das

Vorzimmer und betraten das Allerheiligste.
Wie immer hockte der Superintendent hinter seinem Schreibtisch und lugte uns durch die dicken Gläser seiner Brille an. »Nehmen Sie Platz«, sagte er und deutete auf zwei Stühle.
»Wieder diese unbequemen Dinger«, murmelte Bill.
Powell hob den Kopf. »Sagten Sie etwas?«
»Nein, Sir, ich dachte nur laut.« Ich mußte grinsen. Bill Conolly und Sir Powell ärgerten sich gelegentlich.
Es war jedoch nicht böse gemeint.
Superintendent Powell nahm einen kleinen Schluck von seinem obligatorischen Magenwasser und schlug mit der rechten Hand eine Akte auf. »Ich kannte Sam Kettering«, sagte er. »Er hat vor etwa einem Jahr unserem Club einen Besuch abgestattet und einen sehr interessanten Vortrag gehalten. Aus diesem Grunde fühle ich mich persönlich verpflichtet, alles in meiner Macht Stehende zu tun, um dieses grausame Verbrechen aufzuklären.«
Ich fragte: »Ist es denn sicher, daß Sam Kettering von einem Dämon umgebracht worden ist?«
»Ja«, erwiderte Sir Powell. Er hob den Blick und schaute uns beide sehr ernst an. »Dr. Sam Kettering wurde das Blut aus den Adern gesaugt«, erklärte er. »Das haben uns die Amtsärzte bestätigt.«
Jetzt war alles klar.
»Besteht ein Verdacht, wer oder was hinter der Tat stecken könnte?«
»Ja und nein. Glaubt man der Meinung der Eingeborenen, dann hat sich der Fluch der drei Mumien erfüllt.«
»Drei?«
»In dieser Pyramide sind drei Mumien bestattet worden«, klärte Sir Powell mich auf.
Ich wandte mich an Bill. »Wußtest du das?«
Mein Freund nickte. »Ich bin nur noch nicht dazu gekommen, es dir zu sagen.« Er streckte seinen Arm vor und deutete auf die schmale Akte. »Darin kannst du die Geschichte auch nachlesen.«
Ich wollte wissen, was mit Ketterings Leiche geschah.
Sir Powell antwortete. »Man hat sie begraben.«
»Christlich?«
»Das entzieht sich leider meiner Kenntnis, John. Nur soviel sei gesagt: Sie beide werden nach Yucatan fliegen…«
»Sorry, Sir, wir drei.«
»Wieso?«
»Wir wollten Suko mitnehmen. Das Land ist uns allen fremd, und sechs Augen sehen mehr als vier.«
Sir Powell überlegte kurz und nickte. »All right, John, ich bin einverstanden.«
Das wunderte mich, denn sonst dachte er immer zuerst an die

Kosten.

Deshalb mußte ihm eine Aufklärung des Falles sehr am Herzen liegen.

»Ich lasse dann durch meine Sekretärin noch einen Platz reservieren«, sagte er.

»Danke.«

Sir Powell reichte uns die Akte und stand auf. Auch für Bill und mich das Zeichen, uns von den Plätzen zu erheben. Der Superintendent gab mir die Akte und verabschiedete sich mit Handschlag. »Kommen Sie gesund wieder. Ich möchte nämlich, daß Sie ein ruhiges Weihnachtsfest verleben.«

»Das hoffe ich auch, Sir.«

Auch Bill legte mein Chef ans Herz, gut auf sich achtzugeben. Schließlich hätte er Familie.

Wieder in meinem Büro, sagte ich: »So kenne ich den Alten gar nicht.«

Bill setzte sich auf die Fensterbank. »Der Fall muß ihm stark an die Nieren gegangen sein.«

»Das schätze ich auch.« Ich hatte bereits den Telefonhörer in der Hand und tippte Sukos Nummer. Der Chinese wußte noch nichts von seinem Glück.

Er meldete sich undeutlich.

»Schluck dein Frühstück runter und hör zu«, sagte ich. »Es geht wieder auf Tour.«

»Die Sache in einem wärmeren Land?«

»Genau die.«

»Dazu brauche ich die Harley ja nicht.«

Seine Maschine befand sich noch in Schottland. Sie würde mit der Bahn nachgeschickt werden. Wir hatten nach dem letzten Fall meinen Bentley genommen. Im Wagen war die Rückfahrt doch bequemer. Außerdem mußte die Harley überholt werden. Sie hatte beim Kampf gegen die Rocker einiges abbekommen.

Ich erklärte, wohin die Reise ging.

Suko war begeistert. Er zählte zu den Action-Leuten. Shao war das sicherlich nicht so recht, aber sie sagte nichts.

»Kommst du vorbei?« fragte Suko.

»Natürlich. Übrigens, Bill ist auch mit von der Partie.«

»Himmel, dann muß ich ja auf zwei Leute aufpassen«, flachste der Chinese.

Bill Conolly hatte über Lautsprecher mitgehört und meinte: »Der alte Knopf soll nur achtgeben, daß er nicht von einer Mumie verschluckt wird.«

Wir lachten, dann legte ich auf, und Bill Conolly verabschiedete sich, nachdem wir einen Treffpunkt am Airport ausgemacht hatten. Allein

blieb ich zurück und überlegte, ob ich Jane Collins anrufen sollte.

Nein, Jane würde sich zu sehr ängstigen. Und jetzt vor Weihnachten wollte ich ihr die Freude auf das Fest nicht nehmen.

Manchmal war es schlimm, wenn man einen Job hatte wie ich. Da gab es keine Sonn- oder Feiertage, denn Dämonen halten sich nicht an den irdischen Zeitablauf.

Egal, ich hatte mir die Arbeit selbst ausgesucht.

Glenda Perkins kam. Sie hielt beide Hände auf dem Rücken versteckt. Ich wollte mich von ihr verabschieden, doch sie sagte nur: »Einen Augenblick noch, John, ich habe etwas für Sie.«

»Und was, wenn ich fragen darf?«

»Eine Weihnachtsüberraschung.« Sie nahm ihre Hände hinter dem Rücken hervor und zeigte mir ein kleines, in buntes Weihnachtspapier eingewickeltes Päckchen. Dabei strahlte sie wie ein Posaunenengel, so rot leuchteten ihre Wangen.

Ich war ganz gerührt. »Aber Glenda, mein Gott, es ist doch noch nicht Weihnachten.«

Sie hob die Schultern. »Ich weiß. Vielleicht sind Sie über Weihnachten nicht hier, da dachte ich, ich gebe es Ihnen schon vorher. Wir sind ja keine Kinder mehr.«

»Da haben Sie recht.« Ich nahm das Päckchen entgegen und fragte: »Darf ich es öffnen?«

»Natürlich.«

Vorsichtig löste ich die Schleife.

Es war ein kleines Kästchen aus fester Pappe, und ich ahnte, daß sich darin Rasierwasser befinden würde.

»Öffnen Sie es schon!« sagte Glenda.

»Sicher, sofort.«

Ich hob den Deckel ab.

Da geschah es. Ein kurzes Zischen, instinktiv sprang ich zurück, und im nächsten Augenblick leckte eine Flammenzunge aus der Geschenkpackung und fuhr wie ein feuriger Komet genau auf Glenda Perkins zu…

***

Ich war schneller als die Flamme. Mein rechter Arm beschrieb einen Bogen. Irgendwo zwischen Hals und Schulterblatt bekam ich die schreckensstarre Glenda Perkins zu fassen und schleuderte sie zu Boden.

Die kleine Flamme tanzte über sie hinweg. Sie drehte in der Luft und glitt mit dem schmalen Ende voran auf meinen Schreibtisch zu, wo auch die Unterlagen über den neuesten Fall lagen.

Nun wußte ich, was die Flamme vorhatte.

Zeit, um mein Kreuz hervorzuholen, war nicht mehr. Zum Glück

hatte ich die Gnostische Gemme in der Seitentasche meines Jacketts stecken. Ich holte sie hervor und warf sie auf den Schreibtisch. Sie blieb auf der Akte liegen.

Die Flamme, schon im Begriff nach unten zu gleiten, zuckte zurück. Sie fauchte noch einmal auf und sprühte dann wie eine Wunderkerze auseinander.

Danach war von ihr nichts mehr zu sehen.

Ich atmete auf und ließ die Gemme verschwinden. Dann warf ich einen Blick auf Glenda Perkins, die am Boden hockte und nicht wußte, was sie sagen sollte.

Ich machte den Arm lang und reichte ihr die Hand. »Stehen Sie auf, Glenda!«

Sie ließ sich von mir hochziehen. Zwei Sekunden schaute sie mir ins Gesicht, plötzlich fing sie an zu schluchzen und warf sich in meine Arme.

Automatisch streichelten meine Hände ihren Rücken. »Schon gut, Glenda. Sie haben am wenigsten mit der ganzen Sache zu tun.«

»Aber ich habe das Geschenk gekauft«, schluchzte sie.

»Wie sollten Sie wissen können, was es damit auf sich hat? Sehen Sie, Glenda, der Anschlag ging ganz klar gegen mich. Er war ein Versuch, mich auszuschalten. Ich sollte nicht oder nur schwerlich nach Yucatan gelangen. Deshalb dieser Versuch der Aktenzerstörung. Die Flamme wollte mir in erster Linie nicht ans Leben, ihr ging es um die Zerstörung der Informationen. Man scheint auf der anderen Seite Angst vor uns zu haben.«

»Trotzdem, ich habe das Geschenk gekauft.« Glenda beharrte auf ihrem Standpunkt. »Ich… ich, entschuldigen Sie, John, aber ich habe wirklich nichts damit zu tun. Das müssen Sie mir glauben! Bitte…«

Beide Hände legte ich auf ihre Schultern und drückte Glenda etwas von mir, damit ich in ihr Gesicht schauen konnte. Glendas Augen waren verweint. Ein roter Kranz zog sich um ihre Pupillen, die gleichzeitig im Tränenwasser schwammen. »Denken Sie doch einmal anders, Glenda. Dieser Anschlag hat einen großen Vorteil. Wir sind jetzt gewarnt und wissen, was auf uns zukommt. Ein Spaziergang wird es sicherlich nicht.«

Ich gab Glenda ein Taschentuch. Mit einer Stoffecke tupfte sie sich die Tränen aus den Augenwinkeln.

Das Päckchen nahm ich in meine rechte Hand und untersuchte es genauer.

Nichts passierte.

Die Verpackung sah auch völlig normal aus. Es beinhaltete tatsächlich Rasierwasser. Das merkte ich, als ich den Verschluß hochzog und an der winzigen Öffnung roch.

Ganz entfernt hatte ich mich schon mit dem Gedanken vertraut

gemacht, Schwefelsäure innerhalb der Flasche zu finden. Oder irgendein Gas, das ausströmte, um mich zu betäuben. Wie allerdings diese dämonische Flamme in das Kästchen gelangt war, darauf wußte ich auch keine Antwort.

Ich klappte es wieder zu.

»Was… was geschieht jetzt damit?« fragte Glenda.

Ich lächelte. »Das nehme ich mit.«

Glenda staunte. »Sie wollen tatsächlich…?«

»Ja, warum nicht? Es ist doch ein Geschenk. Und gerade Rasierwasser hat mir gefehlt. Ich freue mich darüber.«

»Wenn Sie meinen…« Glenda kaute auf ihrer Unterlippe. Dann lachte sie plötzlich. »Ich glaube, ich muß schrecklich aussehen. Entschuldigen Sie bitte, ich möchte mich etwas frisch machen.«

»Tun Sie das.«

»Wir sehen uns dann nicht mehr«, sagte sie.

Ich lachte. »Sie reden, Glenda, als wäre es ein Abschied für immer.«

»Das will ich nicht hoffen.«

Ich reichte Glenda die Hand und hauchte ihr zum Abschied noch zwei Küsse auf die Wangen. Die hatte sie nach dem Schrecken verdient. Dann verließ ich mein Büro.

Der Bentley stand auf seinem Platz, und ich begab mich in das Londoner Verkehrsgewühl, das in den letzten Jahren immer schlimmer geworden ist.

Suko wartete bereits.

Im Flur fing er mich ab. »Hast dir ja lange Zeit gelassen«, sagte er vorwurfsvoll.

»Nicht meine Schuld.« Ich berichtete ihm, was sich ereignet hatte.

Suko pfiff durch die Zähne. »Dann können wir uns auf einiges gefaßt machen, wenn unsere Gegner hier schon anfangen.«

Ich nickte und schlug auf die Akte, die ich mir unter den Arm geklemmt hatte. »Da scheint einiges an Zündstoff drinzustehen, mein Lieber. Bin gespannt, welche Informationen sie enthält. Auf dem Flug haben wir Zeit genug, sie zu lesen.«

Dann mußte ich mich beeilen, denn Bill Conolly wartete sicherlich schon am Airport. Und verpassen wollte ich die Maschine auch nicht.

***

Bill Conolly war schon nervös. Der erste Aufruf für die Passagiere nach Mexiko City lag bereits zurück, als Suko und ich endlich eintrudelten.

Vorwurfsvoll blickte der Reporter auf seine Uhr. »Endlich. Ich dachte schon, ihr hättet verschlafen.«

Gelassen stellte ich den Koffer ab. »Du weißt doch, ein Beamter verschläft nie.«

»Wenigstens nicht seinen Feierabend«, schränkte Bill ein.

Während wir zur Kontrolle gingen, berichtete ich meinem Freund, was geschehen war.

Bill stieß einen Pfiff aus. »Deshalb also.«

»Genau, die Verspätung war von uns aus nicht eingeplant.«

»Da scheint ja einiges auf uns zuzukommen«, meinte der Reporter. »Ich hoffe nur, daß es sich in Grenzen hält.«

Ein Beamter hielt uns auf. Nicht weit von ihm entfernt stand ein bewaffneter Posten. Die MPi hatte er sich über seine Schulter gehängt.

Ich präsentierte meinen Sonderausweis, der es mir ermöglichte, auch ohne Kontrolle die Sperre zu passieren. Bill und Suko folgten.

Ein Zubringerbus fuhr uns zur Maschine. Wir waren die letzten, die einstiegen. Das Handgepäck hatte ich bei mir behalten. Es war der Einsatzkoffer.

Der Bus war schlecht gefedert, und ebenso schlecht war die Luft in seinem Innern. Ich stand eingequetscht zwischen zwei dicken Touristinnen, die ihren Reiseführer fast auswendig gelernt hatten, denn sie schwatzten ununterbrochen nur von Mexiko und den Schönheiten des Landes.

Ein frischer Wind fegte über das Rollfeld und brachte feinen Sprühregen mit. Ich hatte meinen Mantel mitgenommen, obwohl es in Yucatan heiß werden würde.

Wir nahmen unsere Plätze ein. Bill Conolly saß neben mir. Suko drei Sitze dahinter.

Wir mußten uns anschnallen, die übliche Durchsage des Flugkapitäns erfolgte, dann kam der Start.

Ruhig rollte die Maschine an, hob ab, und London verschwand unter uns im grauen Dezemberdunst.

Ich nahm mir die Akte vor, während Bill Conolly die Augen schloß, um ein wenig zu entspannen.

Sam Kettering war ein gewissenhafter Mann gewesen. Er hatte einiges herausgefunden und auch niedergeschrieben. Vor allen Dingen über diese geheimnisvolle Pyramide.

Da gab es eine Legende, die besagte, daß es vor langer Zeit drei Priester gegeben hätte, die sich nicht nur dem Studium der Götter widmeten, sondern auch der Schwarzen oder bösen Magie. Sie forschten auf Gebieten nach, die sich mit der Unsterblichkeit befaßten und auch mit der Struktur des Geisterreiches. Irgendwie mußte es ihnen auch gelungen sein, einen Erfolg zu erzielen, denn die drei Priester wurden zu Königen gewählt. Dann geschah etwas typisch Menschliches. Die drei verfeindeten sich. Jeder wollte immer mehr als der andere. Es kam zu Spannungen, weil man sich nicht einigen konnte, wer nun an der Spitze stand.

Wo drei sich stritten, freute sich ein vierter. Ein Mann namens

Huaxapetl nutzte die Gelegenheit aus, stürmte mit seinem Heer den Tempel und nahm die drei Priester gefangen, um deren Schreckensherrschaft zu brechen.

Das gelang ihm auch.

Die Priester wurden getötet. Und zwar saugte man ihnen das Blut aus, um sie anschließend als Mumien zu begraben, tief unter der Pyramide in einer extra für diese Zwecke angelegten Gruft. All die Schätze, die diese drei Herrscher während ihrer Regentschaft zusammengetragen hatten, packte man mit in die Gräber.

Das war vor allen Dingen Gold. Gold hat schon seit jeher die Massen fasziniert. Für Gold tat man alles, da beging man Morde, da wurden Verbrechen verübt. So war es auch bei den Mayas. Viele Stämme jagten hinter dem gelben Metall her, doch keinem gelang es, jeweils auch nur einen Becher oder ein Gefäß aus der Gruft zu stehlen. Wer es versuchte, der erlitt ein grauenhaftes Schicksal. Der Tod traf ihn noch vor dem Erreichen der Gruft.

So war der Fluch, den die drei Mumien ausgesprochen hatten, Wirklichkeit geworden.

Und die Legende hielt sich. Sie wurde sogar noch weiter ausgebaut. Man sprach bald von der Pyramide der grausamen Priester. Immer mehr Menschen starben, da das Gold sie anlockte. Eines Tages geriet auch diese Pyramide in Vergessenheit. Die Mayas starben aus oder vermischten sich mit anderen Volksgruppen. Geschichten und Legenden wurden erzählt, und darin tauchte die Pyramide der grausamen Priester immer wieder auf.

Die Zeit war inzwischen weiter fortgeschritten. Die Wissenschaft und Technik setzte sich immer mehr durch. Der Mensch benutzte sie für seine Forschungen. Es kam die Zeit, da wurde das alte Volk der Mayas wiederentdeckt.

Jetzt stürzten sich Historiker und Völkerkundler auf dieses Volk und durchleuchteten sie. Chichen Itzä wurde entdeckt. Und damit eine Kultur aus dem tiefen Graben der Vergangenheit geholt. Natürlich traf man auch auf die Legende der grausamen Priester. Einheimische erzählten die alte Geschichte. Oft standen die Menschen unter Alkoholeinfluß, dann wurden sie redselig, und sie erzählten von den unermeßlichen Goldschätzen.

Die Weißen reagierten. Eine Expedition nach der anderen drang in den feuchtheißen Dschungel ein. Man entdeckte zahlreiche Pyramiden, die der Urwald im Laufe der Jahrhunderte überwuchert hatte. Aber man fand nicht die Pyramide der grausamen Priester.

Bis Sam Kettering kam.

Jahrelang hatte er geforscht, herumgehört und wie bei einem Puzzle Stückchen für Stückchen zusammengebaut, bis ein ganzes Bild erschien.

Sam Kettering wagte es.
Er hatte Erfolg.
Doch um welchen Preis.
Sam Kettering war tot, die Pyramide stand immer noch. Und der Fluch der grausamen Priester war wirksam, das hatte Sam zu spüren bekommen. Aus den Aufzeichnungen entnahm ich, daß man die Gruft der grausamen Priester nur vom Wasser aus erreichen konnte. Von einem alten Tümpel im Dschungel, da die Pyramide im Laufe der Zeit eingestürzt war. Nur noch die Grundmauern standen. Kettering hatte Fotos gemacht, aber die Bilder waren seltsam verschwommen. Wußte der Teufel, worauf dies zurückzuführen war.
Ich legte die Akte zur Seite und nahm mir statt dessen die Zeichnung vor.
Die Himmelsrichtungen waren eingezeichnet. Ein großer Vorteil, denn das erleichterte die Orientierung. Ein prägnanter Punkt fiel mir ins Auge.
Das war die Stadt Xcan. Ketterings Ausgangsbasis, die auch die unsere sein würde.
Von Xcan aus führte der Weg direkt in den Dschungel. Ortschaften waren keine mehr eingezeichnet, nur eine kleine Siedlung. Sie lag an einem Flußlauf.
Die Stelle, an der ich die Pyramide finden konnte, war mit einem Kreuz markiert. Ich steckte die Karte in meine Brieftasche. Wir würden uns überraschen lassen.
»Kommst du klar?« fragte mich Bill.
Ich nickte. »Immer.«
Die Stewardeß, ein braunhäutiges Wesen mit großen Glutaugen, brachte Getränke. Ich entschied mich für einen Orangensaft, den ich mit einem Schuß Cognac anreicherte. Sozusagen zur Geschmacksveredlung. Bill nahm einen Whisky, während sich Suko mit Mineralwasser begnügte, wie ich beim Umdrehen feststellen konnte.
Langsam und genußvoll trank ich meinen Saft. Irgendwann kam die Müdigkeit. Fast von selbst fielen mir die Augen zu.
Ich schlief ein.

***

Als ich wach wurde, befanden wir uns bereits weit auf dem Atlantik. Ich verspürte Hunger, vertilgte ein Abendessen und schlief abermals ein. Die Augen öffnete ich wieder, als Bill Conolly mich wachrüttelte.
»Willst du die Landung auch noch verschlafen?« fragte er.
»Auf keinen Fall!« Ich fuhr aus meiner ruhenden Stellung hoch und schaute in das lächelnde Gesicht der glutäugigen Stewardeß.
»Wenn Sie sich bitte anschnallen wollen, Sir?«

»Natürlich.« Ich legte den Gurt um. Die Maschine befand sich bereits im Sinkflug. Es war Nacht. Ich schaute aus dem Fenster und sah einen Himmel, der auf mich wie ein dunkelblaues, straff gespanntes Samttuch wirkte, auf das jemand zahlreiche Brillanten verstreut hatte.

Ein wunderschönes Bild.

Doch wir waren nicht nach Mexiko geflogen, um Urlaub zu machen und uns die Sterne zu beschauen. Es ging um einen knallharten Fall, den wir lösen mußten.

Mexiko City, die Hauptstadt, liegt sehr hoch. Die Luft ist hier dünn, das merkten wir nach der Landung, als wir die Maschine verließen.

Es war angenehm kühl. Ein frischer Wind blies über die weite Hochebene.

Die Riesenstadt lag praktisch zu unseren Füßen. Sie war erfüllt von einem strahlenden Lichterglanz, doch es gab auch dunkle Ecken, wo nur vereinzelt Licht leuchtete.

Wieder stiegen wir in einen Zubringerbus, der uns zur Ankunftshalle brachte.

Dort wurden wir bereits erwartet. Ein Capitan Mendozza grüßte zackig und stellte sich dabei vor.

»Wenn mir die Señores bitte folgen würden«, sagte er in seinem harten Englisch.

Wir betraten einen Extraraum, der büromäßig eingerichtet worden war. An der Wand hing ein Bild des mexikanischen Präsidenten.

Man behandelte uns mit großer Höflichkeit, die Pässe wurden abgestempelt, und als wir nach einer halben Stunde gehen konnten, wurde uns gesagt, daß das Gepäck bereits verladen wäre.

Ein guter Service.

Zum Schluß rückte der Capitan, der mich ein wenig an Clark Gable erinnerte, mit seinem Anliegen heraus.

»Sie werden verstehen, Señores, daß wir um Ihre Sicherheit besorgt sind. Sie sind Gäste in unserem Land und sollen sich wohlfühlen, auch wenn Sie einen Fall aufzuklären haben. Aus diesem Grunde habe ich die Ehre, Sie begleiten zu dürfen.«

Überwachung!

Aus dieser Ecke pfiff also der Wind. Die Mexikaner trauten uns nicht, sie wollten zumindest mitbekommen, wie wir unsere Aufgabe erledigten. Einerseits verständlich, andererseits störte es mich ein wenig. Doch ablehnen konnten wir nicht, das wäre aufgefallen.

Ich machte mich zum Sprecher. »Selbstverständlich sind wir erfreut, Sie in unserer Nähe zu wissen, Capitan. Ich bin sicher, daß es eine ausgezeichnete Zusammenarbeit wird.«

»An mir soll es nicht liegen«, erwiderte er.

»Wir haben ja noch Zeit bis zum Abflug nach Merida«, sagte Bill. »Gibt es hier einen Raum, in dem wir uns aufhalten können?«

»Selbstverständlich. Ein kleines, aber ausgezeichnetes Restaurant wird auch Ihre Gaumen verwöhnen.«

Der Capitan hatte nicht zuviel versprochen, und Hunger verspürte ich ebenfalls.

Wir bestellten Tortillas, die mit einem scharfgewürzten Fleisch gefüllt waren, und tranken dazu Landwein.

Ich fühlte Mendozza ein wenig auf den Zahn. »Kennen Sie Yucatan?« fragte ich.

Er hob die Schultern. Die Orden auf seinen Uniformklappen blinkten. »Ja, ich war einige Male in Merida.«

Merida ist die Hauptstadt der Provinz.

Bill griff den Faden auf. »Den Dschungel kennen Sie nicht, Capitan?«

»Nein, Señor, aber wir werden ihn sicherlich gemeinsam kennenlernen.« Er zeigte sein Zahnpastalächeln.

Die Antwort gefiel mir nicht. Mit ihm hatten wir uns ein seltsames Bündel aufgeladen.

Ich schaute durch die große Glasscheibe auf das Rollfeld. Eine Maschine fuhr langsam zum Start. Sie war ziemlich weit entfernt. Die blinkenden Lichter wirkten auf mich wie in der Luft hängende, farbige Sterne.

»Wie lange dauert der Flug?« erkundigte sich Suko.

»Bis Merida geht es schnell«, erklärte der Capitan. »Dann allerdings kann ich für nichts garantieren.«

»Wieso?« fragte Bill.

Mendozza zeigte wieder sein Zahnpastalächeln. »Man weiß nie, wie die Verbindungen in den Dschungel sind. Es gibt nur zwei Maschinen, und das sind beides alte Klepper, wenn ich mich mal so ausdrücken darf.«

»Es ist also ein Glücksspiel!« stellte ich fest.

»Möglich…«

Damit hatten wir natürlich rechnen müssen. Nichts gegen die Mexikaner, aber ihre Mentalität ist für uns Europäer oft sehr irritierend.

Bis zur Hauptstadt klappte es. Die zweimotorige Maschine brachte uns sicher zu unserem Ziel.

Es war allerdings gegen drei Uhr morgens, als wir steifbeinig den Vogel verließen.

Der Flughafen war wesentlich kleiner und die Luft mieser. Man roch die Nähe des Dschungels. Die Feuchtigkeit lag über dem Durchschnitt, die Temperaturen waren merklich gestiegen, und ich zog erst einmal meinen Mantel aus.

Mendozza palaverte mit einem Angestellten. Sie sprachen so schnell, daß ich kein einziges Wort verstand.

Bill setzte sich auf seinen Koffer. »Mann, haben die hier eine

Organisation.«
Lange ausruhen konnte er sich nicht, denn der Capitan winkte uns zu. »Kommen Sie, Señores, es klappt alles. Sie werden sehen.«
Zunächst einmal klappte nur das Warten. Und das in einem kleinen Raum mit stickiger Luft.
»Und warum sitzen wir hier?« fragte ich Mendozza.
»Wir warten auf den Piloten.«
»Er kommt noch?«
»Richtig, Señor Sinclair. Sie müssen ihn erst wecken.«
Das schien mir ein komischer Vogel zu sein.
»Möchten Sie etwas trinken?« fragte der Capitan.
Wir schüttelten alle drei die Köpfe. Mendozza lehnte sich zurück, lächelte und holte eine Schachtel mit langen schwarzen Zigarillos aus der Tasche. Lässig zündete er sich ein Stäbchen an und rauchte genußvoll.
Wir warteten noch geschlagene zwanzig Minuten, bevor die Tür geöffnet wurde und der Pilot den Raum betrat.
Er war ein Zwerg. Klein, spitznasig und mit einer gelben Gesichtshaut. Mir kam er vor, als hätte er seinen Flugschein im Toto gewonnen.
Mendozza sprang auf. »Das ist Chihuahua-Joe«, erklärte er. »Einer der besten Piloten, die ich kenne.«
»Hi«, sagte der Mann mit dem fast unaussprechlichen Namen.
Mendozza stellte uns vor.
In Chihuahua-Joe schienen so ziemlich alle Rassen vereint zu sein. Mir sollte es egal sein. Hauptsache, er brachte uns sicher rüber nach Xcan.
Und da hatte ich so meine Zweifel.
Bill Conolly ebenfalls. Als der Pilot mit dem Capitan sprach, stieß mich mein Freund an. »Der Knabe gefällt mir überhaupt nicht, John. Sollen wir nicht lieber selbst den Steuerknüppel übernehmen?«
Daran hatte ich auch schon gedacht. Ich wollte unsere Gastgeber jedoch nicht beleidigen und raunte: »Warten wir erst einmal ab, was es gibt.«
Der Capitan breitete die Arme aus und rief stolz: »Señores, wir können.«
Wir nahmen unsere Koffer. Der Pilot reichte mir wirklich nur bis zu den Schultern. Ich wurde noch mißtrauischer, als er eine Flasche aus seiner Fliegerjacke zog. Mit den Zähnen zog er den Korken heraus und ließ etwas von der braunen Flüssigkeit in seinen Hals gurgeln.
»Was ist das denn?« fragte ich.
»Tee.«
Noch nie hatte ich solch bitteren Tee gerochen. Er erinnerte mich mehr an einen Magenlikör. Das fehlte uns noch, daß uns ein

betrunkener Pilot kutschierte.
Chihuahua-Joe schien es zu schmecken. Er leerte die Flasche bis zum Grund.
»Jetzt können wir«, sagte er und grinste.
Wir verließen das Gebäude und betraten das Rollfeld. Um diese Zeit war alles ruhig. Keine Maschine startete mehr.
Neben mir ging der Capitan. Ich fragte ihn nach der Tropenkleidung, die wir unbedingt brauchten.
»Wird alles erledigt, Señor Sinclair«, erklärte er mir. »Lassen Sie mich nur machen. Ich habe schon reservieren lassen.«
Erstaunt schaute ich ihn an. »Wie denn?«
»Telefono!«
»Aha.« Daß hier noch getrommelt wurde, daran glaubte ich nun doch nicht. An Bills Gesichtsausdruck erkannte ich, daß ihm die ganze Sache nicht schmeckte.
Suko sah aus wie immer. Als unsere Blicke sich trafen, kniff er ein Auge zu. Demnach machte auch er sich seine Gedanken.
Die Maschine stand vor einem Hangar: Wie ich erkennen konnte, war es eine zweimotorige Piper. Neu sah sie auch nicht mehr aus, schien aber sonst intakt zu sein.
Chihuahua-Joe reckte sich und schlug mit der flachen Hand auf die Tragfläche. »Diese gute, alte Mühle hat mich noch nie im Stich gelassen«, erklärte er.
Ich war stehengeblieben. »Hoffentlich.«
Der Pilot lachte. »Ihr seid alle verwöhnt. Hier können wir mit einer Concorde oder einem Jumbo nichts anfangen. Hinter Merida beginnt der Dschungel. Die Strecke fliege ich im Schlaf.«
»Wir schaffen es schon.«
Dann wurde unser Gepäck verladen. Schließlich kletterten wir in den Vogel.
Es war reichlich eng im Innern der Piper. Wir kamen uns selbst vor wie Gepäckstücke.
Bill schimpfte am meisten.
»Denk an deine früheren Jahre«, sagte ich, »da bist du auch nicht immer bequem geflogen.«
»Ja, der gute Bill wird älter«, stichelte Suko.
»Dich setze ich gleich auf die Tragfläche, damit du uns den Flug zeigen kannst«, erwiderte Bill, verstummte dann, weil der Pilot den Motor anließ.
Das war ein Spiel. Vor allen Dingen gab dieses technische Wunderwerk interessante Geräusche von sich.
Es begann mit einem Blubbern. Dann gab es spotzende Laute kurz hintereinander, die sich jedoch zum Knattern verdichteten. Danach war es ruhig.

Bill fragte: »Fliegen wir jetzt, oder muß erst noch eine Inspektion gemacht werden.«

Capitan Mendozza drehte sich um. Er sprach für den Piloten, weil der einige Worte mit dem Tower wechselte. »Señores, es geht alles gut. Ich kenne das. Die Dschungelschwalbe muß erst noch ein wenig gekitzelt werden.«

»Wer ist denn die Dschungelschwalbe?« fragte ich.

»Das Flugzeug natürlich.«

»Dann geben Sie nur acht, daß aus der Dschungelschwalbe kein Dschungelgeier wird«, meinte Suko trocken.

»Ach, Sie haben keinen Humor«, erwiderte Mendozza. »Engländer…«

Der Pilot fuhrwerkte auf seinem Sitz herum, während ich nach den Fallschirmen Ausschau hielt.

Sie hingen an der Wandverkleidung, sahen allerdings nicht sehr vertrauenerweckend aus.

Plötzlich stieß Chihuahua-Joe einen Schrei aus. Der Grund lag auf der Hand.

Die Motoren sprangen endlich an. Die Propeller drehten sich, begann zu singen, und ruckartig setzte sich die Maschine in Bewegung.

Capitan Mendozza klatschte in beide Hände. Er freute sich wie ein kleines Kind. Wahrscheinlich hatte er selbst nicht mehr an einen glücklichen Start geglaubt.

Die Piper rumpelte über die Piste. Rumpeln war wirklich der richtige Ausdruck, denn das Fahrwerk schien nicht mehr in Ordnung zu sein.

Mich wunderte es, daß die Maschine tatsächlich schneller wurde. Und sie hob ab.

Wir flogen.

Ich spürte ein leichtes Drücken im Magen, und mir wurde auch schwindlig, als Chihuahua-Joe seine Piper in eine Kurve legte. Unter uns wischten die Lichter des Flughafens hinweg. Zuletzt leuchtete nur noch der Tower.

Minuten später wurden wir eins mit dem Himmel. Überraschenderweise liefen die beiden Propeller ruhig, und auch der Motor tat seine Pflicht. Bill, Suko und mir ging es langsam besser.

Ich setzte mich etwas bequemer hin. Die Beine mußte ich weiter angezogen halten.

Rechts von mir befand sich das schmale Fenster. Wenn ich den Kopf drehte, konnte ich hinausschauen.

Die Tragflächenbeleuchtung flackerte. Ich kam mir vor wie in einem Ufo. Über uns funkelten die Sterne. Wir erlebten eine phantastische Tropennacht.

Allerdings würde bald der Morgen grauen, denn die Nacht neigte sich bereits dem Ende zu. Vielleicht noch zwei Stunden, dann kam die Sonne.

Mendozza sagte nichts mehr. So wie er dasaß, schien er eingeschlafen zu sein. Er hatte wirklich Vertrauen zu Chihuahua-Joe.

Ich merkte von der Müdigkeit nichts, denn ich hatte vorher lange und tief geschlafen. Trotzdem schloß ich die Augen und entspannte mich innerlich.

Es war windstill. Keine Bö schüttelte das Flugzeug durch, keine Luftturbulenzen rüttelten an der alten Piper. Der Himmel schien wirklich ein Einsehen mit uns zu haben.

Nur die Luft innerhalb der Maschine war schlecht. Sie stank nach Öl und ranzigem Fett.

Bill Conolly zog ein Geduldsspiel aus der Tasche und beschäftigte sich damit.

Ich öffnete hin und wieder die Augen und schaute aus dem Fenster, Deshalb fiel mir auch der rote Schein im Osten auf. Wir flogen direkt auf ihn zu.

Die Morgendämmerung oder der Sonnenaufgang konnten es noch nicht sein.

Ich versuchte, den Pilot darauf aufmerksam zu machen, doch er hörte mich nicht.

Der Schein kam näher. Das heißt, er bewegte sich, und wir bewegten uns.

Etwas stimmte da nicht.

Der Himmel sah plötzlich aus, als wäre er mit Feuer Übergossen worden.

»Verdammt.« Auch Bill Conolly war aufmerksam geworden.

Suko saß ebenfalls gespannt da.

»Schätze, das ist ein Willkommensgruß für uns«, sagte ich und hatte die Worte kaum ausgesprochen, als uns der Schein einhüllte wie ein Teppich. Er fiel durch die Fenster, zeichnete ein blutiges Rot auf unsere Gesichter, und der Pilot begann zu schreien und gleichzeitig zu beten.

Auch Mendozza rang die Hände.

»Was ist los?« fuhr ich ihn an.

»Der Geist ist da!«

»Welcher Geist?«

»Der Schlangengeist. Sehen Sie doch, das Gesicht und das Maul da vorn.«

Er deutete auf die Frontscheibe.

Wir sahen es ebenfalls.

Vor uns befand sich ein gewaltiges Schlangenmaul, das mir so groß wie ein Haus vorkam. Und wir konnten nichts dagegen tun, sondern flogen genau darauf zu.

Da streikte der Motor!

***

Ausgerechnet jetzt.

Ein letztes Blubbern noch, das Auslaufen der Propellerblätter – Stille.

Nur noch der Wind jaulte um die Maschine. Eine schaurige Begleitmusik für eine Reise in das gewaltige Maul der Schlange.

Ich bekam eine trockene Kehle.

Bill wurde bleich.

Suko suchte nach seinen Waffen.

Kampflos würden wir uns nicht ergeben. Aber was konnten wir machen? Nicht viel, denn die Bedingungen waren erschwert. Wir segelten hier in dreitausend Fuß Höhe herum, unter uns lag entweder ein Wüstenstrich oder dichter Urwald, genau war das nicht zu sehen, und vor uns befand sich das Riesenmaul der Schlange.

Die rötliche Färbung war etwas zurückgegangen, jedoch nicht völlig gewichen.

Noch flogen wir.

Und wir mußten vor allen Dingen die Nerven behalten. Denn ausgerechnet der Pilot verlor sie. Chihuahua-Joe führte sich auf wie ein Hampelmann. Er schrie und rang die Hände. Auf seinem Sitz rutschte er hin und her und flehte alle Heiligen Mexikos an.

»Jetzt reißen Sie sich mal zusammen!« fuhr ich ihn an. »Denken Sie lieber darüber nach, wie wir hier rauskommen!«

»Es gibt keine Chance mehr!«

»Erzählen Sie doch nichts. Ich denke, Sie sind Pilot.« Auch Capitan Mendozza warf ich einen Blick zu. Der schneidige Offizier hockte wie ein Häufchen Elend auf seinem Sitz. Er war in sich zusammengesunken, die Augen traten ihm aus den Höhlen, sein Blick war stur auf das riesige Schlangenmaul gerichtet.

Ich rüttelte Chihuahua-Joe an der Schulter. »He, Meister, wachen Sie auf. Sagen Sie uns, was das ist!«

»Der Schlangengott!«

Ich drehte den Kopf und tauschte mit Suko einen schnellen Blick. Der Chinese nickte. Also stimmte es, was der Pilot gesagt hatte. Mein Freund kannte sich auf dem Gebiet der Naturgeister sehr gut aus. Er wußte auch, daß es da noch unzählige Dinge gab, die nicht erforscht worden sind.

So hatte jedes Wesen auch seinen Geist. Ein Panther, eine Blume und auch eine Schlange. Bisher waren wir noch nicht so oft damit konfrontiert worden, aber sollten diese Naturgeister tatsächlich existieren – und es sah ganz so aus –, dann wollte ich sie mir nicht unbedingt zum Feind machen.

Ich warf meinen beiden Freunden einen Blick zu. Bill hielt seine Waffe in der Hand. Auch Suko war nicht schutzlos. Er hatte sich mit der Dämonenpeitsche bewaffnet.

»Ich hole sicherheitshalber die Fallschirme«, sagte Bill. Er dachte in

diesem Moment praktisch.

Wir sanken.

Nicht wie ein Stein, sondern eher gleitend. Die Maschine glich jetzt einem Segelflugzeug, das in einem stumpfen Winkel dem Boden entgegenglitt, jedoch dabei nur wenig an Höhe verlor. Auf einmal stabilisierte sich der Kurs. Die Piper blieb auf Höhe und stieg sogar wieder ein wenig.

Ich hatte dabei das Gefühl, als würde sie von starken Händen getragen.

Und das Schlangenmaul rückte näher.

Ich konnte hineinschauen und sah die beiden Giftzähne, die in dieser Vergrößerung wie die Hauer eines Elefanten wirkten, und die ebenfalls gewaltige Zunge erinnerte mich an eine Rutschbahn. Die Augen waren nicht zu sehen, da sie von dem weit aufgerissenen Oberkiefer verdeckt wurden.

Das schlimme an dieser Situation war, daß wir nichts tun konnten. Wir konnten nicht einfach aussteigen, denn dann wäre unser Schicksal besiegelte gewesen. Nahezu hilflos mußten wir in diesem Flugzeug sitzen bleiben und mitansehen, wie sich unser Schicksal immer mehr erfüllte.

Der Pilot hatte aufgehört zu schreien. Er hockte vor dem Steuerknüppel und wimmerte nur noch. Die Angst schüttelte ihn durch.

Ich nahm mein Kreuz hervor.

An Aufgabe dachte ich noch längst nicht. Bisher hatte es selbst der Schwarze Tod nicht geschafft, mich auszuschalten, und ich würde bis zum letzten Atemzug kämpfen. Darin standen mir auch meine Freunde in nichts nach.

»Das Kreuz wird dir vielleicht helfen«, sagte der Chinese. »Ich verlasse mich lieber auf die Dämonenpeitsche.«

»Okay.«

Dann sah ich nichts mehr, denn das gewaltige Maul tauchte genau vor der Schnauze der Piper auf.

Wir rasten hinein.

Mendozza und der Pilot schrien auf. Sie erwarteten den Tod. Bill, Suko und ich bissen jedoch die Zähne zusammen.

Plötzlich war alles anders.

Im Flugzeug schien es einen Luftaustausch gegeben zu haben. Hatten wir vorhin noch normal atmen können, so fiel es uns jetzt schwer, Sauerstoff zu bekommen. Gleichzeitig wurde es stockdunkel. Ich spürte einen ungeheuren Druck, der meinen Schädel zusammenpreßte, überstand ihn jedoch und hörte Bill Conollys Stöhnen.

Ich konnte ihn nicht sehen, so finster war es. Dafür hob ich den Arm und fühlte nach ihm.

Meine Finger fanden seinen Nacken.

Bill war auf dem Sitz zusammengesackt. Ihm hatte diese dämonische Attacke schwer zu schaffen gemacht.

Dann änderte sich die Lage.

In der Piper begann es zu flimmern. Erst vor uns, dann an der Seite, und anschließend hatte uns das Flimmern völlig eingekreist. Es verdichtete sich, und bevor wir uns versahen, waren wir von fingerlangen, winzigen Schlangen umzingelt.

Sie befanden sich überall.

Vor uns, hinter uns, daneben, über uns. Sie tanzten hin und her. Ihre Körper leuchteten von innen, gaben Licht ab, und wir sahen uns als Mittelpunkte dieses geisterhaften Schlangenreigens.

Ich fühlte sie.

Auf der Stirn, auf den Wangen, überall am Körper. Sie wollten in meine Kleidung schlüpfen. Ich versuchte sie abzuwehren, doch ich hatte nicht genügend Hände.

Auch Suko kämpfte, während die anderen dem Angriff hilflos gegenüberstanden.

Mein Kreuz blieb kalt.

Wir hatten keine Waffe, womit wir uns wehren konnten.

Mühsam gelang es mir zu sprechen, und es fiel mir schwer, meine Glieder zu bewegen.

»Die… die Peitsche, Suko!«

»Ja, verdammt!« stöhnte der Chinese.

Er führte die Mündung dreimal kreisförmig über den Boden, und die drei Riemen fuhren aus.

Würde es die Magie der Dämonenpeitsche schaffen?

»Gib sie mir!«

Ich bewegte meine Hand nach links, während die kleinen Schlangen mich völlig eingehüllt hatten und auch vor meinem Gesicht nicht mehr haltmachten, weil ich nicht in der Lage war, sie abzuwehren.

Meine Finger umklammerten den Peitschengriff. Jetzt fiel mir auch das Atmen schwer, aber ich mußte es versuchen.

Es gelang mir, den Arm zu heben.

Dann schlug ich mit der Peitsche zu.

Die drei Schnüre fuhren vor mir in die wirbelnden, tanzenden Schlangenkörper hinein. Und die Waffe, die ich einem Dämon, nämlich Myxin, dem Magier, abgenommen hatte, zeigte tatsächlich ihre Wirkung.

Sie schaffte Platz.

Dieser Erfolg gab mir Hoffnung. Ich hatte zuerst von oben nach unten geschlagen, doch nun führte ich die Schnüre der Peitsche im Kreis, um möglichst viele Schlangen zu treffen.

Die drei Peitschenriemen fächerten auseinander und entfalteten ihre

gesamte Magie.
Sie rissen regelrechte Löcher in die Wand aus winzigen Schlangen. Plötzlich stank es im Innern des Flugzeuges bestialisch nach Schwefel und Rauch.
Die Peitsche räumte auf. Sie schickte die Schlangen zurück in die Hölle.
Ich war froh, die Dämonenpeitsche zu besitzen.
Ich schlug uns buchstäblich Luft.
Trotz des Gestanks merkte ich, wie es mir besserging. Und ich hörte nicht auf.
Die drei Riemen wirbelten durch die Luft, zerstörten die Schlangen, und ich bekam endlich wieder Luft.
Die Gefahr war gebannt!
Jede Schlange, die in die Nähe der Peitsche geriet, löste sich auf. Auch von meinem Körper verschwanden sie. Sie ließen sogar Suko und Bill in Ruhe. Zwangsläufig wurden der Pilot und der Captain befreit.
Dann gab es einen ungeheuren Ruck.
Die Piper wurde durchgeschüttelt, und im nächsten Augenblick drang durch die feinen Düsen wieder frische Luft in unser Flugzeug.
Wir hatten es überstanden.
Das Schlangenmaul lag hinter uns.
Aber noch schwieg der Motor. Und Chihuahua-Joe hing bewegungsunfähig auf seinem Sitz.
Die Piper sackte ab.
»John!« schrie Suko.
Ich wußte längst, was ich zu tun hatte. Es mußte mir gelingen, die Maschine abzufangen, bevor wir irgendwo im tiefen Dschungel zerschellten.
Ich kletterte nach vorn, was gar nicht so einfach war, denn die Schnauze der Piper kippte nach vorn weg, so daß wir im Sturz- und Gleitflug dem Boden entgegenschossen.
Jede Sekunde zählte.
Der Pilot war angeschnallt. Ich fand den Schalter, löste die Gurte und stieß Chihuahua-Joe zur Seite.
Über die Rückenlehne des Pilotensitzes kletterte ich hinweg. Ich hatte mal ein Sportflugzeug geflogen, doch das war schon, lange her. Im Prinzip wußte ich jedoch Bescheid.
Der Fahrtwind jaulte wie ein waidwundes Tier. Das Flugzeug hing in einer Schräglage, ich ebenfalls und dabei noch mit den Beinen über dem Rücksitz. Beide Arme streckte ich aus. Es gelang mir, den Steuerknüppel zu packen.
Fest schlossen sich die Finger der rechten Hand darum, während ich mich mit der linken abstützte. Auf der Konsole dicht vor mir spielten

die Instrumente verrückt. Davon durfte ich mich nicht irritieren lassen und zog langsam den Steuerknüppel zu mir heran.

Nur die Nerven bewahren, nur nichts überstürzen, denn wenn ich zu schnell zog, schmierte mir der Vogel ab.

Zuerst tat sich nichts.

Mein Herz hämmerte wild, das Blut rauschte in meinen Ohren, auf der Stirn lag der kalte Schweiß, und ich bekam vor Aufregung einen trockenen Mund.

Aber ich packte es.

Die Maschine gehorchte mir.

Zuerst nur mühsam und unendlich langsam stieg sie in die Höhe. Noch hatten wir den Sturzflug nicht beendet, aber jetzt flogen wir weniger steil nach unten.

Ich wußte nicht, was sich unter uns befand und wie weit wir vom Boden entfernt waren, ich hoffte nur, daß ich es schaffte.

Gleitflug.

Ich atmete auf.

Der erste Teil war überstanden. Jetzt konnte ich mich daranmachen, die Piper wieder in die Höhe zu ziehen. Die alte Kiste gehorchte mir tatsächlich. Ihre Schnauze streckte sich dem Himmel entgegen, und wir hatten es endgültig geschafft.

Als hätte er nur darauf gewartet, so erwachte Chihuahua-Joe aus seiner Bewußtlosigkeit.

Irritiert schaute er sich um, dann trafen sich unsere Blicke.

Ich lag noch immer auf der Rückenlehne und produzierte ein Grinsen. »Schätze, das ist Ihr Job, Meister!«

Er verstand erst gar nicht.

»Los, nehmen Sie schon.«

»Ja, ja, sofort.« Chihuahua-Joe kroch auf den Pilotensitz. Vorher hatte er über Mendozza gelegen.

Der Pilot übernahm die Führung der Piper. Ich kraxelte wieder zurück und ließ mich schnaufend auf meinen ursprünglichen Platz fallen.

Nach den Strapazen tat das gut.

Suko klopfte mir auf die Schulter. »Das war eine reife Leistung, John«, lobte er.

Ich winkte ab. »Nur Glück.«

»Nein, nein. Stell dein Licht nicht unter den Scheffel, du alter Geier.«

Bill Conolly ging es inzwischen auch besser. Er hatte sich hochgesetzt, schüttelte den Kopf, als wäre er aus einem tiefen Traum erwacht, und schaute sich um.

»Hallo Langschläfer«, sagte ich.

»Wieso? Ich…«

»Die heißesten Situationen verschläfst du«, hielt ich ihm vor, grinste

aber dabei.
Mendozza drehte sich um. In seinem Blick stand Nichtbegreifen. »Haben Sie uns gerettet, Señor Sinclair?«
»Er war so frei«, erwiderte Suko an meiner Stelle.
»Ja, er ist ein Held!« rief Chihuahua-Joe und klatschte in beide Hände. »Der Schlangengeist ist besiegt worden. So etwas schafft so leicht keiner.«
»Geben Sie lieber auf die Maschine acht!« hielt ich ihm vor.
»Die Piper ist gut.«
Bill Conolly wollte natürlich genau wissen, was geschehen war. Ich erstattete Bericht. Auch Capitan Mendozza sperrte die Ohren auf, damit er auch jedes Wort verstand.
»Wie kommt dieser verdammte Schlangengeist nur dazu, uns anzugreifen?« fragte Bill.
»Er muß mit den Mumien unter einer Decke stecken, wenn ich das mal so sagen darf.«
»Dann können wir also damit rechnen, daß sich nicht nur der Schlangengeist mit den Mumien verbündet hat«, meinte Bill.
»Das wäre möglich«, gab ich ihm recht.
Dieser Ausblick gefiel uns allen nicht. Denn wir befanden uns nicht nur in einem fremden, exotischen Land, sondern standen auch einer unbekannten Magie gegenüber.
Wir hatten aber die Hoffnung nicht aufgegeben.
Der Tag brach an. Vor uns, im Osten, lag die Morgendämmerung als grauer Streifen am Horizont. Und dahinter lauerte die Sonne. Sie schien wenig später zu explodieren, denn die ersten Strahlen fuhren wie Blitze hinein in die abziehende Dunkelheit, um sie zu zerreißen.
»Bald sind wir am Ziel«, meldete der Pilot.
»Wurde auch Zeit«, rief Bill.
Chihuahua-Joe lachte, und eine halbe Stunde später landeten wir in Xcan.
Trotz aller Gefahren und dämonischer Attacken hatten wir unser Ziel doch noch erreicht.
Wir alle atmeten auf.

***

Xcan war keine große Stadt. Dementsprechend sah auch die Landepiste aus.
Steifbeinig kletterten wir aus der Maschine.
Sofort schlug uns die feuchte, heiße Luft entgegen. Die Sonne war inzwischen hochgestiegen, und dampfte die Kühle der Nacht aus den riesigen Wäldern.
Wir begannen sofort zu schwitzen.
Nur Capitan Mendozza schien das Klima nichts auszumachen. Er zog

seine Uniformjacke glatt und straffte sich. Mendozza hatte sich in den letzten Minuten wieder gefangen, jetzt spielte er den respekteinflößenden Polizeioffizier.

Auch Chihuahua-Joe verließ seine Piper. Er winkte mit beiden Armen und schrie: »Habe ich einen Durst.«

Meinetwegen konnte er jetzt saufen, soviel er wollte. Hauptsache, wir waren sicher gelandet.

Ein paar Adobebauten flankierten einen Teil des hinteren Landefeldes. In den Fenstern spiegelte sich das Sonnenlicht. Auf den Dächern wippten mehrere lange Antennen.

Zwischen zwei flachen Gebäuden löste sich ein Wagen.

Es war ein Jeep.

»Unser Empfangskomitee«, sagte Bill.

Der Capitan hatte die Worte gehört und drehte sich um. »Keine Sorge, ich bin bei Ihnen.«

Wir grinsten.

Der Fahrer des Jeeps raste quer über die Landebahn. Im Westen sah ich den dichten grünen Dschungel. Die Sonnenstrahlen tupften auf die Baumkronen und übergossen sie mit einem milchigen gelben Schleier. Sie heizten aber auch die beiden Hangars auf, die vor dem Dschungel standen und deren Tore geöffnet waren.

Außer unserer Piper befand sich keine andere Maschine mehr auf dem Rollfeld.

Der Jeep stoppte. Die Staubwolke quoll uns entgegen, bevor sie sich senkte.

Zwei Uniformierte stiegen aus, wobei der kleinere der beiden den gleichen Rang hatte wie Mendozza. Sein Fahrer sah aus wie ein Bulle. Er betrachtete uns mit finsteren Blicken.

Die beiden Offiziere begrüßten sich mit Handschlag und großem Schulterklopfen. Sie sprachen erst über private Dinge, dann stellte Mendozza uns vor.

Den Namen des Flughafenoffiziers vergaß ich. Er war zu kompliziert. Der Mann lächelte. »Sie wollen also das Rätsel der Pyramide lösen«, meinte er und schaute uns spöttisch an.

»Wir versuchen es.«

»Señor Kettering hat es nicht geschafft. Er war ein guter Wissenschaftler.«

»Vielleicht deshalb nicht«, meinte Bill. Die Antwort trug ihm einen finsteren Blick ein.

Capitan Mendozza hielt sich zurück. Vielleicht hatte er auch so gedacht, aber nach dem konzentrierten Angriff des Schlangendämons war seine Einstellung eine andere geworden.

Zum Glück, denn sonst hätte er unsere Arbeit zu sehr behindert. Die Mexikaner ließen sich Zeit. Wir wurden unruhiger. Ich wollte in mein

Hotel und mich umziehen. Auf diese Bude war ich sowieso schon sehr gespannt.

Von Minute zu Minute wurde es heißer. Über den Dschungelbäumen lag jetzt ein Film aus Dunst und Nässe. Bestimmt kochte es dort.

Dann reichten sich die beiden Männer die Hand. Der zweite Capitan verschwand wieder, und Mendozza wandte sich an uns. »So, es ist alles geregelt. Amigos, famos, wir können.«

Leider hatten wir nicht das Glück, mit einem Jeep fahren zu können, und so mußten wir zu Fuß laufen. In meinen Achselhöhlen und auf dem Rücken sammelte sich der Schweiß.

Bill Conolly schimpfte, nur Suko behielt die Ruhe.

In der Abfertigungshalle, einem ziemlich primitiven Bau, war es kaum kühler. Zwei Soldaten hockten auf Korbstühlen und hielten schon jetzt Siesta. Ihre Maschinenpistolen mit den breiten Magazinstreifen lehnten an der Wand.

Der Flughafen lag außerhalb der Stadt. Wir sahen es, als wir das Gebäude verließen. Etwa eine Meile Luftlinie entfernt brannte die Sonne auf die Häuser und Bauten hinunter. Mir fiel auf, daß ich keinen Glaspalast sah. Die höchsten Gebäude in diesem Ort waren die Kirchen.

Das gefiel mir.

Uns allen jedoch gefielen die beiden Taxis, die vor dem Flughafen warteten. Uralte Mercedes-Diesel, verschiedenfarbig lackiert und mit einer Staubschicht bedeckt.

»Ein Wagen reicht!« rief Mendozza, als die beiden Fahrer aus ihren Mühlen sprangen.

Als sie das hörten, begann der Streit, den wir beendeten, indem wir kurzerhand in den ersten Wagen stiegen. Ich hatte zusammen mit Bill und dem Capitan im Fond Platz genommen. Die Tür klemmte, als ich sie zuziehen wollte.

Bill Conolly half mir dann dabei. Der Fahrer stieg ein, und eine Staubwolke quoll aus dem Sitz. Vor Wut trat sein Kollege gegen den hinteren Kotflügel, was der alten Karre aber auch nichts mehr ausmachte.

Mendozza wies den Fahrer an, keine Umwege zu fahren, sonst bekäme er Ärger.

Bis die alte Karre angesprungen war, hatten wir Ähnliches hinter uns wie bei der Piper. Danach merkte ich, daß zwei Stoßdämpfer defekt waren und mir eine Sprungfeder in die rechte Gesäßhälfte stach.

Zum Glück war die Straße in die Stadt asphaltiert. Den Schlaglöchern wich der Fahrer aus.

Bald waren wir nicht mehr allein auf der Fahrbahn, was unseren flotten Driver allerdings nicht davon abhielt, die Geschwindigkeit zu steigern. Dabei pfiff er noch ein Liedchen.

Ein fröhlicher Bursche, fürwahr.

Xcan präsentierte sich uns von seiner besten Seite. Eine breite Hauptstraße mit zahlreichen Geschäften, die, zum Schutz gegen die Sonne, hinter Arkadengängen versteckt lagen.

Aber die abzweigenden Gassen waren so eng und verwinkelt, daß kaum ein Wagen hindurchpaßte.

Unser Hotel tauchte auf.

Sein Name: El Paradiso.

Der Fahrer stoppte, und ich beglich die Rechnung, wobei mir Mendozza noch einen Schein aus der Hand nahm und ihn mir zurückgab mit den Worten: »Das war zuviel.«

Dafür mußten wir unser Gepäck auch selbst aus dem Kofferraum holen.

Zwei Pagen standen schon bereit. Meinen Einsatzkoffer trug ich selbst. Ein Portier riß uns die Tür auf, und wir betraten eine kühle, klimatisierte Halle.

Bill und ich atmeten auf.

»Der erste Eindruck ist der beste«, meinte mein Freund.

»Abwarten.«

Wir wollten uns frischmachen. Da wir Mendozza sowieso nicht loswurden, verabredeten wir uns in der Halle. Allerdings für zwei Stunden später.

An einer exotischen Blumenlandschaft vorbei, schritten wir auf die palisandergetäfelte Rezeption zu und trugen uns ein. Im Hintergrund der Halle führte eine Glastür zu einer dem Hotel gehörenden Geschäftsstraße. Dort würden wir sicherlich unsere Tropenkleidung bekommen.

Drei Stockwerke besaß der Bau.

Unsere Zimmer lagen im zweiten Stock. Ein Page betrat mit uns den Aufzug und wies den Weg.

Wir gelangten zwar in einen kleinen Flur, aber den verließen wir sofort, um durch eine Glastür eine Galerie zu betreten, ähnlich einem riesigen Balkon.

Rechts zweigten die Zimmer ab. Links befand sich ein langes Geländer, das allerdings durch prallgefüllte Blumenkörbe und Bänke nicht zu sehen war. Die Blüten strömten einen eigenwilligen Duft aus, wie ich ihn noch nie gerochen hatte. Auch nicht, als ich mal einen Fall in Nicaragua zu lösen hatte.

Nie hätte ich in dieser Stadt solch ein Hotel vermutet. Es gefiel mir ausgezeichnet.

Auch Bill Conolly war recht angetan, und Suko strahlte. Seit er aus China weg war, hatte er sich mit der westlichen Lebensart so richtig angefreundet.

Wer konnte es ihm verdenken.

Die Zimmernummer aus Messing waren von außen auf das Mahagoniholz der Türen genagelt worden.

Unsere Räume lagen nebeneinander.

Ich bekam den ersten.

Das Zimmer hielt den Standard der Außenfassade. Die kleine Hausbar stach mir sofort ins Auge, und ich nahm einen Bitterlemon.

Die kleine Flasche trank ich auf einen Zug aus, um noch einmal hinauszutreten auf die lange Galerie.

Ich wollte noch einen Blick in den Innenhof werfen, denn er war sehenswert genug.

Ein nierenförmiger Pool, der von sonnenbraunen, hübschen Girls umlagert war, bildete den Mittelpunkt. Das Wasser schimmerte hellgrün. Auf einem kleinen Sprungbrett produzierte sich ein schwarzhaariger, gut gewachsener Bursche und ließ seine Muskeln spielen, um anschließend kopfüber in die Fluten zu hechten. Einige Girls klatschten Beifall. Ihre knappen Bikinis bildeten bunte Farbflecke.

Gegenüber grenzte eine hohe Hecke das Gelände ab. Hibiskus blühte, und ich glaubte, den Duft auf der Zunge zu schmecken. Kellner und Boys liefen mit gefüllten Tabletts hin und her, um die Wünsche der auf Liegestühlen liegenden Gäste zu erfüllen.

Süßes Leben in Mexiko.

Das Öl brachte für eine gewisse Schicht schließlich genügend Geld. Ich wollte mich schon abwenden, als ich sie sah.

Sie – das war eine Frau, gegen die die zahlreichen Bikini-Girls verblaßten, obwohl sie angezogen war. Sie trug ein bodenlanges luftiges Kleid. Bunt bedruckt und mit dünnen Trägern, die es über den Schultern hielten. Die Frau war ziemlich groß, hatte schwarzes Haar, in dem ein roter Schimmer leuchtete. Sie stand im Gegenlicht der Sonne. Ich konnte das klassische Profil erkennen und die hoch angesetzten Wangenknochen.

Sie schien meinen Blick bemerkt zu haben, denn plötzlich drehte sie sich um.

Wir schauten uns an.

Sekundenlang…

Dann geschah etwas Seltsames. Der Pool, die Mädchen, die Kellner, ja, der gesamte Innenhof verschwamm vor meinen Augen. Eine Nebelwolke schien sich aus dem Nichts kommend darüber gelegt zu haben, und über die Nebelwolke schob sich ein anderes Bild.

Eine Szene wie aus dem Geschichtsbuch.

Ich sah in die Vergangenheit, und ich sah die alte Kultur eines längst untergegangenen Volkes.

Die der Mayas.

Eine riesige Tempelhalle. Schwere Säulen stützten die gewaltige

Decke. Und eine breite, nach oben hin spitz zulaufende Steintreppe führte zu einem Altar.

Als Altar diente ein großer, grünschimmernder Stein, hinter dem drei Priester standen.

Jeder von ihnen hielt ein langes Obsidianmesser in der Hand, ein Opfermesser.

Jemand sollte sterben.

Eine Frau.

Die, die ich eben gesehen hatte! Wenigstens besaß sie eine ungeheure Ähnlichkeit mit der vom Pool.

Sie wurde herangeschafft. Vier kräftige Männer hielten sie. Soldaten, mit Schwertern und Speeren bewaffnet. Sie trugen Brustpanzer aus Leder, ihre Beine waren frei, die Füße steckten in Sandalen. Ihre Helme waren aus Metall, die Schwertgürtel reich verziert. Die Kerle mußten die Diener der drei Priester sein.

Hunderte von Zuschauern hatten den Grund des Tempels bevölkert, um dem Schauspiel zuzusehen.

Das Mädchen wehrte sich.

Es kämpfte verzweifelt gegen die vier Peiniger an. Deutlich sah ich ihr Gesicht. Es war vor Angst und Grauen zu einer Grimasse geworden, das lackschwarze Haar fiel weit bis auf den Rücken. Unter dem langen weißen Umhang zeichnete sich ein kleiner Busen ab. Das Mädchen konnte noch nicht alt sein – achtzehn höchstens.

Die vier Soldaten schleiften es zur Treppe.

Damit stand für mich fest, was mit ihr geschehen sollte.

Man wollte das Mädchen opfern.

Die Gaffer freuten sich, sie ergötzten sich an dem Schauspiel. Das Mädchen schrie, doch ich hörte keinen Ton. Alles geschah in einer nahezu gespenstischen Lautlosigkeit, die ich als schlimm empfand.

Das Opfer wurde auf den Anfang der breiten Treppe zugeschleift. Sie bäumte sich unter den Griffen ihrer Bewacher auf, doch die gaben ihr keine Chance.

Das Mädchen war verloren.

Und trotzdem kämpfte es.

Bis einer der Henkersknechte es leid war. Er zog sein Schwert, kippte es und schlug zu.

Die flache Schneide traf das Mädchen so hart am Kopf, daß es zusammensank und auf der untersten Stufe liegenblieb. Die Henker warfen ihre Blicke hoch zu den drei Priestern.

Sie winkten.

Die Soldaten verstanden das Zeichen und hoben das Mädchen hoch. Zu viert trugen sie ihr Opfer die Stufen hoch.

Die Gaffer drängten sich noch mehr zusammen. Ihre Gesichter waren angespannt, die Augen leuchteten voll wilder Gier.

Ein Ritualmord sollte zelebriert werden, etwas Normales im Reich der Mayas. Ein Mord, der die Götter gnädig stimmte.

Die Henkersknechte überwanden die Stufen sehr schnell. Es war eine lange Treppe, und es dauerte seine Zeit, bis sie oben waren. Von unten aus gesehen wurden ihre Körper immer kleiner, und schließlich blieben sie vor dem Altar mit den drei Priestern dahinter stehen.

Sie legten das Opfer auf den Altar.

Aus zahlreichen historischen Quellen wußte ich, was die Mayas mit diesen Mädchen anstellten. Sie schnitten ihnen das Herz aus dem Körper.

Für uns eine furchtbare Vorstellung, doch bei den Mayas gehörte dies zur Religion.

Zum Glück war das Mädchen noch immer bewußtlos. Wahrscheinlich würde es nie mehr erwachen.

Noch immer trug es sein weißes, langes Gewand. Einer der Priester zog es ihr aus, indem er etwa in Halshöhe eine Schleife löste. Das Gewand fiel zu beiden Seiten des Altars hinunter und berührte den fast fugenlosen Steinboden.

Einer der drei Priester hob sein Schwert. Er packte es mit beiden Händen, so daß die Klinge über dem Mädchen schwebte.

Die vier Soldaten waren in Grüppchen zu zwei Mann rechts und links zur Seite getreten.

Die anderen beiden Priester – sie trugen blutrote Gewänder – nickten.

Das Zeichen für den Schwertträger.

Seine Arme sausten nach unten!

***

In diesem Augenblick verblaßte das Bild.

Während ich in den Innenhof starrte, hörte ich mich schreien.

»Nein! Nicht!« Ich sah die vergnügten Menschen, hörte ihre Stimmen, vernahm ihr Lachen und erkannte den braungebrannten Playboy am Beckenrand. Der Playboy ließ sich von zwei Girls aus dem Wasser helfen.

Tief atmete ich ein. Und ich fragte mich dabei, was dieses Spukbild aus einer vergangenen Zeit zu bedeuten hatte. Was wollte man mir signalisieren?

War es eine Warnung?

Ich ließ meine Blicke abermals durch den Innenhof wandern. Etwas war anders als vorhin.

Das Mädchen, das geopfert wurde, war verschwunden.

Trotzdem blieb ich mehr als skeptisch. Waren die Frau vom Pool und das Opfer identisch. Wahrscheinlich war ich von der Frau am Pool so beeindruckt gewesen, daß ich in ihr auch das Mädchen gesehen hatte.

Sich darüber jetzt Gedanken zu machen, war müßig für mich. Irgendeine Lösung würde sich bestimmt ergeben.

Ich schaute dem Treiben rund um den Pool noch eine halbe Minute zu und verschwand dann in meinem Zimmer.

Die Dusche war klein, doch sie reichte aus. Jetzt konnte ich mir endlich den Schweiß der Reise vom Körper spülen. Das Wasser lief etwas lahm durch den Abfluß, dafür jedoch spritzte die Brause, so daß der Boden außerhalb der Dusche auch noch einiges mitbekam.

Meine Gedanken drehten sich nur um das Mädchen in der Vision und um die geheimnisvolle Frau am Pool. Hatte sie wirklich Ähnlichkeit mit dem bedauernswerten Opfer, oder bildete ich mir das alles nur ein?

Verflixt, ich wußte es nicht.

Ich stieg aus dem Duschbecken und trocknete mich ab. Die Kleider hatte ich mir schon bereitgelegt, schlüpfte in die Hose, hängte das silberne Kreuz um und zog ein frisches Hemd an. Es wurde Zeit, daß wir uns Tropenkleidung besorgten.

Mit der rechten Hand stieß ich die Tür auf, übertrat die Schwelle und blieb wie angewurzelt stehen.

Ich hatte Besuch bekommen.

In dem schmalen Sessel saß eine Frau.

Die vom Pool!

***

Ich war perplex. Im ersten Augenblick wußte ich nicht, was ich sagen sollte, denn ihr spöttischer Blick, mit dem sie meine Überraschung genoß, irritierte und ärgerte mich ein wenig.

»Darf ich fragen, wie Sie hier hereingekommen sind?« erkundigte ich mich höflich.

»Durch die Tür.«

»Das hatte ich mir fast gedacht.« Ich deutete auf das Fenster. »Es ist ja geschlossen.«

»Damit Sie beruhigt sind, man hat mir die Tür aufgeschlossen.«

»Das Personal also.«

»Der Dollar ist gefallen.«

»Da haben Sie recht«, gab ich zu. »Möchten Sie vielleicht etwas trinken?«

»Wäre nicht schlecht. Was haben Sie anzubieten?«

»Da muß ich erst einmal die Hausbar fragen.«

»Tun Sie das.« Sie lächelte. Ich sah sie aus der Nähe und bemerkte, daß tatsächlich ein paar rote Strähnen in ihrem sonst schwarzen Haar schimmerten. Auch war sie nicht mehr die Jüngste. An ihren Augenwinkeln klebten ein paar Fältchen, die sie jedoch interessanter machten. Ich schätze sie auf Anfang Dreißig.

»Wie war's mit einem ganz stinknormalen Scotch?« erkundigte ich mich.
»Wenn Sie Eis haben, ja, Mr. Sinclair.«
»Oh, meinen Namen kennen Sie auch.«
»Ich weiß immer, mit wem ich es zu tun habe.«
Die Eiswürfel klimperten ins Glas. Ich goß zwei Fingerbreit Scotch ein und gönnte mir auch einen kleinen Schluck. Mit den beiden Drinks ging ich zu ihr und reichte ihr ein Glas. Dabei berührten sich unsere Finger. Ihre Haut war warm.
Ich nahm ihr gegenüber Platz.
»Cheerio«, sagte sie.
Ich nickte, und wir tranken.
Ich stellte das Glas auf den kleinen Tisch und streckte meine Beine aus. »Da Sie meinen Namen kennen, Miß, wollen Sie etwas von mir. Ich möchte Sie deshalb bitten, es kurz zu machen, denn leider ist meine Zeit sehr knapp.«
»Verstehe. Ich bin Juana Alvarez.«
Sie sagte es mit solch einer Bestimmtheit, daß ich unwillkürlich aufhorchte. »Müßte ich Sie kennen, Miß Alvarez?«
»Sie kennen doch Sam Kettering.«
»Nein.«
Ihre Augenbrauen schoben sich etwas in die Höhe. Juana zeigte Überraschung. »Aber wegen ihm sind Sie hierhergekommen?«
»Schon gut, nur ist er tot.«
»Ich weiß, denn ich war sehr gut mit ihm bekannt.« Sie wechselte die Beinstellung, schlug sie übereinander, und die Seide des langes Kleides knisterte, als würden Funken zwischen ihren Knien sprühen. Diese Frau strahlte einen brandheißen Sex aus.
Aber ich blieb vorsichtig. Denn sie umgab ein Geheimnis, das ich gern lüften wollte.
»Ich schreibe für eine Zeitung«, sagte sie plötzlich.
»Aha. Reporterin also.«
»So könnte man es nennen.«
»Haben Sie ein bestimmtes Gebiet?«
Ihre Finger spielten mit dem Glas. »Das habe ich. Ich interessiere mich sehr für die Kulturgeschichte meines Volkes.«
»Den Mayas?«
Sie nickte. »Ja, meine Vorfahren waren Mayas. Und mich interessiert auch das Rätsel ihrer Magie. Die Mayas waren magisch begabt. Wenigstens einige ihrer Priester. Es ist allerdings noch nicht viel darüber bekannt geworden. Sam Kettering hat versucht, Licht in das Dunkel zu bringen. Leider ist er zu früh gestorben.«
»Aber nicht durch Magie«, schwächte ich ab.
»Wer weiß?«

»Dann wissen Sie mehr?«
»Noch nicht, aber ich will es herausfinden. Vor allen Dingen möchte ich die Pyramide der grausamen Priester finden. Und sie werden mir dabei helfen, Mr. Sinclair. Sam Kettering kann es leider nicht mehr.«
»Ich werde einen Teufel tun, Miß Alvarez«, erwiderte ich. »Ich kann Sie doch nicht mit in den Dschungel nehmen.«
»Warum nicht?«
»Es ist zu gefährlich.« Die Antwort klang lahm, aber mir fiel keine bessere ein.
Sie lachte spöttisch auf. »Ohne Ihnen nahetreten zu wollen, Mr. Sinclair, ich kenne den Dschungel besser als Sie.«
»Das nehme ich Ihnen gern ab. Nur…« Plötzlich wechselte ich das Thema. »Glauben Sie an die Wiedergeburt?«
»Woran?« fragte sie zurück. Und das meines Erachtens nur, damit sie Zeit gewann.
Ich wiederholte die Frage.
Juana Alvarez senkte den Blick. »Ich habe darüber gelesen«, gab sie zu. »Und gerade die alten Völker glaubten an eine Wiedergeburt.«
»Sie entstammen einem alten Volk«, sagte ich.
Juana schaute mich an. »Glauben Sie oder rechnen Sie damit, daß ich schon einmal gelebt habe?«
»Es kann doch möglich sein.« Ich hatte sie nervös gemacht. Das versuchte sie auch gar nicht zu verbergen. Ihre Finger bewegten sich unruhig; die Spitzen trommelten auf ihren Knien. Hastig trank sie ihr Glas leer.
»Sie haben also schon einmal gelebt, Miß Alvarez.«
Juana schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht. Wirklich nicht.«
»Sie würden es aber auch nicht abstreiten.«
»Nein.«
»Und warum nicht?« hakte ich nach. »Haben Sie schon Beweise für eine ehemalige Existenz bekommen?«
Sie hob den Kopf und schaute mich an. »Ich weiß nicht, warum ich mit Ihnen darüber spreche, Mr. Sinclair, aber ich habe das Gefühl, schon einmal gelebt zu haben. Und zwar ganz in dieser Nähe. Damals, vor Hunderten von Jahren als Maya-Mädchen. Manches kommt mir bekannt vor. Das habe ich auch Sam Kettering gesagt, und er hat seine Forschungen mit mir aktiviert und intensiviert. Wieso, glauben Sie, hat er so rasch den Tempel gefunden? Weil ich ihm dabei geholfen habe. Was zahlreiche Leute vor ihm nicht geschafft haben, bei mir klappt es. Ich habe mich zurückerinnert und wußte plötzlich den Weg. Und ich weiß auch, wie ich gestorben bin, Mr. Sinclair.«
»Ein Hoherpriester hat Ihnen das Herz aus dem Leib geschnitten«, sagte ich.
Juana zuckte zusammen, und ihr Gesicht verzerrte sich, als würde sie

jetzt noch die Schmerzen spüren. »Woher – woher wissen Sie das, Mr. Sinclair?«

»Ich weiß es eben.«

»Das ist keine Antwort.«

»Sie müssen sich aber damit begnügen«, sagte ich hart. Ich hatte kein Interesse daran, meine Vision preiszugeben, doch auf der richtigen Spur war ich.

Juana Alvarez hieß das Bindeglied in der langen, geheimnisvollen Kette.

Ich war einen Schritt weiter.

Juana Alvarez erhob sich. Ihre Augen funkelten mich an. »Wenn Sie mir nicht mehr sagen wollen, bitte. Aber irgendwann treffen wir noch einmal aufeinander…«

Das waren ihre letzten Worte, und die klangen nach einer Drohung.

Welches Spiel trieb hier die schöne Juana?

Sie ging zur Tür, riß Sie auf und wäre fast mit Bill Conolly zusammengeprallt, der soeben anklopfen wollte. Bill tänzelte zur Seite, zog den Bauch ein und schaute Juana nach, als sie an ihm vorbeigerauscht war.

»Komm rein«, sagte ich.

Bill schloß die Tür. Er grinste. »Du bist mir ja einer, John. Wie James Bond. Kaum in einem fremden Hotel und schon die erste Mieze am Hals.«

»Neidisch?«

»Hm, also… na ja, lassen wir das.« Bill setzte sich. »Wie war sie denn?«

»Ich habe nicht mit ihr im Bett gelegen, falls du das meinst. Sie heißt Juana Alvarez und ist Reporterin. Außerdem kannte sie Sam Kettering sehr gut, ferner führt sie bereits ihr zweites Leben. In ihrem ersten ist sie getötet worden, ich habe es selbst gesehen und sie darauf angesprochen.«

Bill Conolly saß da mit offenem Mund. Er verstand nichts. Hätte ich auch nicht an seiner Stelle.

Ich lachte. »Komm, alter Junge, ich erkläre es dir, wenn wir die Tropenkleidung kaufen. Es ist gar nicht so schwierig, das begreifst du sogar.«

***

Ich wurde das Gefühl nicht los, daß sich irgend etwas zusammenbraute.

Nicht vom Wetter her, nein, das war nach wie vor in Ordnung. Die Gefahr brachten andere. Vielleicht die Menschen, die uns umgaben. Sie schauten zwar freundlich und lächelten, doch in ihren Augen glaubte ich unterdrückten Haß zu lesen.

Was hatten wir ihnen getan?
Sicher, es hatte sich herumgesprochen, weshalb wir hier waren. Daß die Einheimischen nicht gerade begeistert waren, konnte ich mir vorstellen. Doch wenn dieser Zauber der Mayas tatsächlich wirksam geworden war, dann mußten wir ihn stoppen. Auch im Interesse der Menschen hier.
Wir bekamen unsere Tropenkleidung, und wir kauften auch noch Taucherausrüstungen sowie Preßluftflaschen. Alles verstauten wir in Mendozzas Jeep.
Der Capitan überwachte den Kauf. Er fühlte sich in seinem Element, denn als Uniformträger wurde er hier respektiert. Im Zimmer zog ich mich um. Komisch kam ich mir doch in meiner Khakikleidung vor, aber sie lag angenehm kühl auf der Haut. Das Leder der Stiefel würde auch gegen Schlangenbisse schützen. Mendozza hatte zwei Gewehre besorgt, von einer Maschinenpistole rieten wir ab. Wir wollten schließlich nicht in den Krieg ziehen.
Juana Alvarez sah ich nicht mehr. Aber ich war mir sicher, daß ich noch einmal auf sie treffen würde.
Gegen Mittag war es auf den Straßen für uns Europäer kaum auszuhalten, sosehr brannte die Sonne.
Wir hatten uns in meinem Zimmer versammelt und studierten dort noch einmal die Karte.
Der Capitan gab sich sehr optimistisch. Er tat, als wäre er den Weg schon mehrere Male gefahren.
Ich dagegen war skeptisch. Wir würden es bestimmt schwer haben, uns durch den Dschungel zu kämpfen.
Wie dem auch sei, es gab keinen anderen Weg.
Gegen vierzehn Uhr verließen wir das Hotel. Der Wagen war aufgetankt und reisebereit.
Zahlreiche Menschen beobachteten uns. Und wieder glaubte ich, in ihren Augen den Haß zu lesen.
Ich sprach den Capitan darauf an.
»Ach, da täuschen Sie sich bestimmt, Señor Sinclair. Die Leute sind Fremden gegenüber nur sehr mißtrauisch, das ist es.« Mendozza deutete in die Runde. »Sie dürfen nicht vergessen, Señor, wo wir hier sind. Yucatan ist gewissermaßen Entwicklungsgebiet, trotz der zahlreichen Mayatempel, die schon entdeckt wurden und jetzt eine Attraktion für Touristen sind.«
»Wir werden sehen«, sagte ich und stieg in den Jeep.
Mendozza übernahm das Steuer. Ich saß neben ihm, während Bill Conolly und Suko im Fond hockten.
Bevor wir starteten, warf ich noch einen Blick über die Hotelfassade.
Hinter einem der Fenster sah ich das Gesicht einer Frau. Es war kantig, und für Bruchteile von Sekunden trafen sich unsere Blicke.

Juanas Augen sprühten vor Haß!

***

Nach einigen Minuten Fahrt hatten wir die City von Xcan hinter uns gelassen. Wir erreichten die Außenbezirke und damit die Slums oder Elendsquartiere.

Hier lebte die Mehrzahl der Bevölkerung, und wenn ich in die Gesichter der Kinder schaute und dabei die großen, bettelnden Augen sah, wurde mir ganz anders.

Wir brausten über die Piste zwischen den Hütten. Die Reifen wirbelten Staubwolken hoch.

Hinter den Slums begann der Busch.

Die Häuser wurden weniger, und schließlich führte die Piste hinein in die grüne Wand.

Sofort änderte sich das Klima. Es wurde noch feuchter. Die Sachen klebten uns am Leib, obwohl wir uns nicht bewegten, sondern nur im Wagen saßen. Der Fahrtwind brachte keine Kühlung, aber dafür den gelben Staub, der bald wie ein Film auf unserer Haut lag.

Die Straße, über die wir fuhren, war sogar in den Karten eingezeichnet. Sie gehörte also noch zu der besseren Kategorie. Was würde uns erst im Dschungel erwarten?

Daran durfte ich gar nicht denken.

Mit dem Jeep kamen wir dort sowieso nicht weiter.

Zudem stieg das Gelände an. Yucatan war an dieser Stelle ziemlich bergig. Die meisten Berge jedoch waren kaum zu sehen, weil der Dschungel sie überwuchert hatte.

Insekten umschwirrten uns.

Widerliche Plagegeister, die auch, durch die Salbe nicht abgeschreckt wurden, die wir uns in die Gesichter geschmiert hatten.

Wir waren auch geimpft worden, und ich hoffte, daß wenigstens die Injektionen halfen und wir uns keine Krankheiten holten.

Der Weg wurde enger. Er führte jetzt in Kurven durch den Busch. Rechts und links wucherte der Wald. Er lebte. Trotz des Motorengeräuschs hörten wir die zahlreichen Tierstimmen, das Kreischen der kleinen Affen, das Schreien der Vögel.

Die Sonne stand ziemlich genau über uns. Sie brannte auf die Erde nieder und machte den Dschungel zu einer kochenden Hölle. Nur Lebensmüde begaben sich um diese Zeit auf die Fahrt.

Ich hatte die Karte auf den Knien liegen. Die Straße, über die wir fuhren, war bis Tuxla eingezeichnet. Soweit brauchten wir aber nicht. Wir mußten vorher in Richtung Dschungel abbiegen.

Zu Fuß, versteht sich.

Die genaue Meilenangabe war ebenfalls aufgeführt. Ich achtete immer auf den Fahrtenanzeiger, um die Stelle nur nicht zu verpassen.

Ganz genau würden wir sowieso nicht den Punkt treffen, dann konnten wir uns nur noch auf unser Glück und auf unseren Spürsinn verlassen.

Bis jetzt war die Piste ja noch einigermaßen befahrbar. Nun aber kamen Schlaglöcher hinzu.

Wir wurden durchgeschüttelt und von einer Seite zur anderen geworfen.

Manchmal kam mir der Magen hoch, aber ich hielt eisern stand. Capitan Mendozza schien das alles nichts auszumachen. Er hatte ein unbegrenztes Vertrauen zu seinem Fahrzeug, denn er ging mit der Geschwindigkeit kaum herunter.

Dann lag vor uns ein Berg. Der Boden war feucht, sandig und aufgeweicht. Jetzt mußte der Allradantrieb des Jeeps beweisen, was er wert war.

Mendozza spielte mit den Gängen. Die Reifen schleuderten den Dreck hoch. Wir hatten ein Feuchtgebiet erreicht, vielleicht einen kleinen Sumpf, denn die Insekten schwirrten noch zahlreicher.

Hinter mir hörte ich es hin und wieder klatschen. Das war Bill, wenn er sich gegen eine dieser Stechmücken wehrte.

Von Suko hörte ich nichts. Er ertrug die Fahrt mit der ererbten stoischen Geduld seiner Vorväter.

Wir hatten die höchste Stelle erreicht.

Eine Kurve.

Mendozza gab wieder Gas. Im nächsten Augenblick mußte er hart auf die Bremse steigen.

Bäume lagen quer über dem Weg.

Mist!

Der Motor lief aus. Mendozza haute auf das Lenkrad und sagte: »Wir müssen raus und den Dreck da abräumen.«

Leider blieb uns nichts anderes übrig. Ich fragte mich nur, ob man uns dieses Hindernis bewußt in den Weg gelegt hatte. Bei näherem Umsehen verwarf ich diesen Verdacht wieder. Auf einer ziemlich breiten Strecke war der Dschungel wohl von einem Sturm heimgesucht worden. Der Wind hatte die hohen Bäume geknickt und sie zu Boden geschleudert, wobei sie die kleineren Gewächse zerdrückt und regelrechte Schneisen geschlagen hatten.

In wenigen Wochen würde alles wieder zugewachsen sein.

In den Kronen der über der Straße liegenden Bäumen, tobten bunte Vögel.

Kreischend stiegen sie hoch, als wir uns daranmachten, den ersten Baum zur Seite zu räumen.

Suko hatte die meisten Kräfte. Und bei ihm bewegte sich der Baum auch zuerst. Wir schufteten, strengten uns an und schafften es tatsächlich, ihn von der Straße zu wuchten.

Der Schweiß lief uns in Strömen vom Körper. Unsere Kleidung konnten wir auswringen.

Aber noch waren wir nicht fertig.

Drei weitere Bäume mußten zur Seite geschoben werden, dann war die Lücke groß genug, um den Jeep durchzulassen.

Keuchend standen wir da.

»Das möchte ich auch nicht immer machen«, stöhnte Bill Conolly.

Ich grinste. »Wem sagst du das!«

Suko rieb sich die Hände. »Wir sollten weiterfahren.«

»Ja.« Der Meinung war ich auch.

Mendozza saß schon hinter dem Lenkrad. Auch Bill und Suko stiegen ein.

Ich warf noch einen letzten Blick nach rechts, auf den Rand des Urwalds.

Und da sah ich sie.

Zwei glühende Punkte inmitten der dunkelgrünen Fläche. Deutlich hoben sie sich ab.

Eine Gänsehaut rann über meinen Rücken.

War es ein Tier – oder…

Das wollte ich genau wissen.

Ich hörte zwar noch das Rufen meiner Freunde, störte mich jedoch nicht darum, denn mit zwei großen Schritten überwand ich die Strecke und drang in die feuchte Hölle ein…

Ich befand mich wirklich in einer anderen Welt.

Dämmerlicht. Dunkelgrün. Nur weiter vor mir von ein paar vereinzelten Sonnenstrahlen durchbrochen, die wie helle Lanzen gegen den Boden tupften.

Der Krach und der Lärm der Vögel hatten zugenommen. Sofort stürzten sich zahlreiche Insekten auf mich. Ich schlug sie zur Seite, doch es hatte keinen Sinn.

Sie kamen immer wieder.

Der Boden unter meinen Füßen federte, als wäre er aus Gummi. Hier bildeten abgestorbene, verfaulte Pflanzen und Lianen einen regelrechten Teppich.

Vorsichtig setzte ich einen Schritt vor den anderen. Es gab keinen Weg, nicht einmal einen Pfad. Ich mußte mich wirklich quer durch die wuchernde Vegetation kämpfen.

Dafür hatte ich die Machete.

Ich zog sie aus meinem Gürtel, nahm sie in die rechten Hand und kappte die vor mir hängenden Lianen. Sie klatschten zu Boden. Saft lief aus den Schnittflächen.

Die Luft war kaum zu atmen. Und doch nahm mich die Faszination des Dschungels gefangen. Ich sah Hunderte von Blüten, die sich farbenprächtig produzierten. Orchideen in einer Vielzahl, wie ich sie

noch nie gesehen hatte. Seltsame Gewächse vom strahlenden Gelb bis zum tiefen Rot, manche mit großen Kelchen, die mich an ausgebreitete Hände erinnerten.

Es war eine Welt für sich, dieser Dschungel. Hier erlebte der Mensch noch was von der Ursprünglichkeit der Welt. Hier mußte er kämpfen, um zu überleben.

Sekundenlang hatte ich fast vergessen, weshalb ich überhaupt in den Dschungel eingedrungen war.

Die Augen.

Rotglühend hatten sie mir entgegengeleuchtet.

Nun waren sie verschwunden.

Nein, doch nicht.

Vor mir sah ich sie. Sie schimmerten durch ein Netz von ineinanderverflochtenen Lianen, und sie schienen mich höhnisch anzublicken.

Das war kein Tier, auch kein Mensch – das war ein Dämon!

Die Waffen trug ich bei mir. Nicht nur die Machete, nein, auch die mit Silberkugeln geladene Beretta, sowie mein Kreuz und den geweihten Dolch.

Mit der Machete schlug ich mir eine Gasse. Wie ein Schwertkämpfer benutzte ich sie. Rechts und links kamen die Schläge. Die Schneide schaffte mir die Lianen aus dem Weg. Ich hackte auch einige Zweige ab, die wie Hände nach meinem Körper greifen wollten.

Die Luft wurde noch stickiger. Irgendwo blubberte etwas.

Solch ein Geräusch kannte ich. Es erinnerte mich an den Sumpf, den es auch in meiner Heimat gab. Mir fiel ein, daß der Dschungel oft zahlreiche natürliche Fallen barg. Dazu gehörten die Sumpflöcher.

Weit hinter mir glaubte ich Stimmen zu vernehmen. Sicherlich suchten mich meine Freunde. Ich hätte sie auch rufen können, doch ich war zu sehr von dem Gedanken fasziniert, den Fremden mit den glühenden Augen zu packen.

Dann sah ich das Augenpaar wieder.

Direkt in meiner Nähe. Vor mir.

Etwas schimmerte durch den grünen Vorhang, auch etwas Grünes, nur noch dunkler.

Und darüber die Augen.

Ich ging einen Schritt vor, hielt die Machete schlagbereit – und…

Der letzte Schritt war zuviel gewesen.

Vorhin hatte ich an die tückischen Sumpflöcher gedacht. Nun vergaß ich sie.

Das war mein Fehler.

Mit dem rechten Bein sackte ich ein. Ich fiel in das Sumpfloch, wollte meinen Körper noch zurückwerfen, doch das war nicht mehr möglich. Voll klatschte ich auf die mit allerlei Algen bedeckte Wasserfläche,

sank sofort ein, und in mir schoß wie eine feurige Lohe die Panik hoch.

Bis zur Brust stand ich bereits im Wasser, als ich unter meinen Füßen einen Grund spürte.

Doch er war verdammt trügerisch, denn er gab keinen Halt. Mein Gewicht drückte mich weiter, und langsam sank ich tiefer.

Das hatte mein Gegner nur gewollt.

Plötzlich tauchte er auf.

Ich sah auch, zu wem die glühenden Augen gehörten.

Zu einer Mumie!

***

Es war nicht die erste Mumie, die mir gegenüberstand. Bereits zweimal hatte ich gegen diese Monster gekämpft. Zuletzt in Ägypten, gegen die Riesenmumie Samenis.

Aber diese hier war anders.

Hatte sie Sam Kettering umgebracht?

Das war anzunehmen. Vorsichtig kam sie näher. Sie achtete genau darauf, wohin sie trat. Von ihrem Gesicht sah ich nur die Augen, das andere war eine grüne Masse, die mich an einen gefärbten Kitt erinnerte. Das Monster hatte die Arme frei. Ich sah Finger wie Stümpfe, aus denen lange, dolchartige Nägel wuchsen.

Gefährlich sahen sie aus.

Ich sank tiefer.

Und mit jedem Zoll, mit dem das Wasser stieg, wuchs auch meine Angst. Ja, ich hatte Angst. Mein Herz schlug dumpf gegen die Rippen, denn dieser Sumpf erinnerte mich an Hände, die mich nie mehr loslassen wollten.

Wo blieben nur Bill oder Suko?

Mein Gott, sie mußten doch merken, daß etwas nicht stimmte. Ich hätte mich sonst gemeldet. Außerdem hatten sie bereits die Verfolgung aufgenommen, wie ich selbst hörte.

Aber sie kamen nicht.

Dafür die Mumie.

Sie ging in die Knie. Ich wagte nicht mich zu rühren, denn jede unkontrollierte Bewegung hätte mich nur noch mehr in die Tiefe des Sumpflochs gezogen.

Mein linker Arm lag im Sumpf, der rechte war frei. Die Hand hielt noch die Machete.

Die Mumie streckte die Arme aus.

Für Bruchteile von Sekunden hatte ich das Gefühl, sie würde mit den Krallen zustoßen, doch das geschah nicht. Die Mumie hatte etwas anderes vor.

Sie wollte mich in den Sumpf drücken, und die kalte tote Hand legte

sich auf meinen Schädel…

***

»John muß verrückt geworden sein!« schimpfte Bill Conolly. Er schaute mir nach und sah, wie der Dschungel mich verschluckte.

»John, verdammt! Bleib hier!« rief Bill.

Ich kam nicht zurück.

Der Reporter wandte sich an Suko. »Spinnt er?«

Suko hob die Schultern. »Vielleicht hat er etwas gesehen?«

»Was denn?«

»Keine Ahnung.«

Bill holte tief Luft. »Auf jeden Fall müssen wir ihm nach. Ich lasse ihn nicht allein in diese grüne Hölle.« Bill sprang rechts aus dem Wagen und Suko auf der anderen Seite.

Auch Capitan Mendozza verließ den Jeep. Die beiden anderen wandten ihm die Rücken zu, und deshalb sahen sie nicht, wie Mendozza nach einem Gewehr griff.

Ein gemeines Grinsen hatte sich um seine Lippen gelegt. Er wußte genau, was er tat.

Er ging ein paar Yards zur Seite und sagte mit eiskalter Stimme: »Keinen Schritt weiter, Señores, oder ich schieße Sie in Stücke!«

Bill und Suko hatte den Dschungelrand schon fast erreicht. Der Befehl stoppte sie.

Suko drehte sich zuerst um. Seine Augen verengten sich um eine Winzigkeit. Das war alles.

Bill machte es Suko nach. Nur zeichnete sich auf seinem Gesicht Unglauben ab, als er in die Gewehrmündung starrte.

»Sind Sie wahnsinnig geworden, Mendozza?« keuchte er.

Der Capitan lachte. »Im Gegenteil, ich weiß genau, was ich tue. Ich hätte nie gedacht, daß sich mir die Chance so früh bietet. Sinclair wird sterben, ihr werdet sterben, und ich habe freie Bahn.«

»Warum wird Sinclair sterben?« fragte Bill.

»Er hat die Mumie gesehen.«

»Welche Mumie?«

»Eine der drei Hohenpriester. Jeder, der sie sieht, muß sterben. Auch Sinclair.«

»Dann werden Sie auch sterben, wenn Sie die Mumie sehen«, vermutete Bill.

»Ich nicht.«

»Aha! Und warum nicht?«

»Ich stehe unter einem besonderen Schutz«, antwortete der Capitan. »Denn ich will zwar zum Tempel, aber ich will nur die Schätze haben, die dort lagern.«

»Da haben Sie sich aber viel vorgenommen«, meinte Bill. »Allein

haben Sie keine Chance.«

»Wer sagt denn, daß ich allein bin?«

Bill nickte. »Auch wieder wahr. Sie decken sich gut ab, Señor Mendozza. Und wer ist Ihr Komplice?«

»Das werde ich Ihnen nicht unter die Nase binden. Sie und Ihr Freund sterben sowieso. Tut mir leid, ich hätte sie gern noch etwas am Leben gelassen, doch das Auftauchen der Mumie hat alles durcheinandergebracht.«

Bill redete absichtlich mit dem Mann. Er wollte den Capitan von Suko ablenken, damit der Chinese einen überraschenden Angriff starten konnte. Mehr als einmal hatte Bill Conolly etwas von der Reaktionsschnelligkeit des Chinesen mitbekommen. Er wußte, wie schnell Suko war.

Suko begriff auch, welchen Plan der Reporter im Sinn hatte. Und er stellte sich darauf ein. Unendlich langsam schob er sein rechtes Bein vor. Die Stiefelspitze schleifte durch den Sand der Fahrbahn, und Suko verlagerte sein Gewicht.

Er hatte jetzt eine bessere Position erreicht.

Bill Conolly redete noch immer. Er versuchte Mendozza einzuwickeln und sagte soeben: »Haben Sie schon mal jemand erschossen, Capitan? Es ist nicht einfach, glauben Sie mir.«

Der korrupte Polizist lachte. »Ich habe ein Jahr Dienst an der Nordgrenze hinter mir«, erklärte er. »Da haben wir die Rauschgiftschmuggler gejagt. Was meinen Sie, Conolly, wie viele Gangster wir da zur Hölle geschickt haben!«

»Ja, aber das war im Kampf. Wir stehen waffenlos vor Ihnen, das ist der Unterschied.«

»Für mich nicht.«

Bill hatte längst gemerkt, daß dieser Mann nicht bluffte. Mendozza war durch und durch verdorben. Die Aussicht auf das Geld hatte ihn geblendet und jegliche Hemmungen weggespült. Mendozza war nicht besser als die Leute, die er gejagt hatte. Bill fragte sich allerdings, wer sein Komplice war, doch auf diese Frage bekam er keine Antwort, da war Mendozza eisern.

»Du schaffst es nicht«, sagte Bill. »Uns beide legst du nicht um. Denke nach. Einen kannst du erwischen, den zweiten nicht. So schnell bist du nicht, Mendozza. Nein…«

»Halts Maul, du!« schrie der Capitan, und er drehte durch. In seinen Augen blitzte es auf, er krümmte den Finger, der bereits um den Abzug lag.

Darauf hatte Suko gewartet.

Seine rechte Stiefelspitze hackte in den Weg. Es lag genügend Sand darauf, und der Chinese traf genau.

Eine volle Ladung klatschte in Mendozzas Gesicht.

Kurz bevor er abdrückte.
Die Zeit reichte.
Mendozza verriß den Schuß. Die Kugel zog Bill fast einen Scheitel, bevor sie hinter ihm in die grüne Dschungelwand fuhr. Ein zweites Mal schaffte Mendozza es nicht mehr, den Zeigefinger zu krümmen, denn da war Suko bei ihm.
Er flog auf ihn zu.
Und seine Handkante kam wie ein Fallbeil.
Mendozza hatte insofern Glück, daß er instinktiv sein Gewehr hochriß und Sukos Handkante nicht ihn traf, sondern den Lauf.
Von der Aufprallwucht wirbelte das Gewehr durch die Luft – der Capitan konnte es nicht mehr halten. Die Waffe fiel in den Staub.
Der Capitan dachte gar nicht daran, sich weiterhin zum Kampf zu stellen. Er ließ das Gewehr liegen, warf sich auf dem Absatz herum und floh.
»Bleiben Sie stehen!« brüllte Bill.
Mendozza hörte nicht. Er wuchtete sich an der anderen Seite der Straße in den Dschungel und war im nächsten Augenblick verschwunden. Die grüne Wand hatte ihn verschluckt.
Bill Conolly schickte noch einen Fluch hinterher. Er und Suko hätten sofort die Verfolgung aufgenommen, aber sie wußten mich in Gefahr. Deshalb ließen sie es bleiben.
»Der kommt noch mal wieder!« rief der Reporter und winkte Suko zu. »Los, wenn er die Wahrheit gesprochen hat, dann geht es John verdammt schlecht.«
Der Reporter und der Chinese zögerten keinen Augenblick länger. Sie warfen sich dort in den Dschungel, wo auch ich verschwunden war…

***

Und ich sah den Tod vor Augen.
Den Tod in Gestalt einer Schreckensmumie, die mit ihren Klauen meinen Kopf berührte, um mich endgültig in das Sumpfloch zu drücken.
Eine wahnwitzige Sekunde lang hatte ich die Vorstellung, daß es jetzt aus war, daß es kein Zurück mehr gab, doch dann riß ich mich zusammen, mein Lebenswille siegte.
Der war stark wie ein Orkan.
Noch hatte ich meinen rechten Arm frei, und ich hielt die Machete in der Hand.
Alles oder nichts!
Das war die Devise.
Ich riskierte alles. Mein rechter Arm fuhr hoch, beschrieb einen Halbbogen, und bevor mich die Mumie noch in den höllischen Sumpf hineindrücken konnte, gab es einen dumpfen Schlag, und dann fiel ihr

Kopf zu Boden.

Ich hatte ihn abgetrennt!

Neben dem Sumpfloch blieb er liegen. Der Torso stolperte noch ein paar Schritte zurück, bevor seine Beine nachgaben und er zusammenbrach. Ich war durch die Bewegung mit dem Schwert noch tiefer eingesackt, und das brackige Sumpfwasser umspülte bereits meine Schultern. Wenn nicht schnellstens Hilfe kam, war ich erledigt.

Ich schaute mich um. Dabei suchte ich nach einem Gegenstand, den ich fassen konnte, um mich aus dem Sumpfloch herauszuziehen. Eine Liane vielleicht, oder einen Baumast.

Doch meine Blicke wurden von der Mumie abgelenkt.

Der Torso lag am Boden, doch über ihm schimmerte eine Schicht. Etwas Weißes, Durchsichtiges, Geisterhaftes, das sich erhob und neben dem am Boden liegenden Torso stehenblieb.

Vor Staunen vergaß ich zu atmen. Diesen Geist, der den Torso verlassen hatte, kannte ich. In meiner Vision auf dem Balkon des Hotels.

Der Geist ähnelte einem der Priester, die hinter dem Altar gestanden und das Mädchen geopfert hatten.

Sekundenlang war er existent, dann verwehte er wie ein Hauch. Er würde eingehen in eine Dimension, die für Menschen nicht sichtbar war.

Ich aber mußte mich nun um mich selbst kümmern, denn ich steckte immer noch in diesem Sumpfloch fest. Unter mir befand sich der weiche Boden. Er erinnerte mich dabei an Treibsand, der mich immer weiter in die Tiefe zog.

Meine Angst wurde größer.

In den Sekunden zuvor hatte ich sie verdrängen können, da mußte ich gegen die Mumie kämpfen. Sie hatte ich besiegt, den Sumpf jedoch nicht.

Es hingen zwar zahlreiche Lianen in der Nähe, doch leider konnte ich sie mit der Hand nicht erreichen, dazu waren sie zu weit entfernt, Und einen Ast bekam ich auch nicht zu fassen.

Ich sank weiter.

Jetzt spürte ich die Brühe am Kinn. Ich atmete durch den offenen Mund. Gierig sog ich die Luft ein, weil ich das Gefühl hatte, ersticken zu müssen, denn das Wasser bedeckte fast meinen gesamten Körper.

Sollte ich hier in diesem Sumpfloch mitten im Dschungel von Yucatan sterben?

Noch einmal riß ich alle Kräfte zusammen. Ich schrie um Hilfe.

Meine Stimme klang dumpf, längst nicht mehr so kräftig wie sonst, und es war die Frage, ob Bill oder Suko mich überhaupt hören würden. Warum kamen sie nicht, warum half mir niemand?

Als ich zum zweitenmal schreien wollte, drang Wasser über meine

Unterlippe und in den Mund ein. Ich keuchte und spuckte.
»Johnnnn!!!!«
Ein gellender Schrei.
Bill Conollys Stimme!
Etwas klatschte, ich hörte seine Rufe, und plötzlich war ein Schatten neben dem Sumpfloch.
Suko!
Er ging in die Knie. Seine Hände tauchten in das Wasser. Dann spürte ich sie unter den Achselhöhlen und hörte die beruhigende Stimme: »Okay, John, keine Panik, du hast es gleich überstanden.«
Suko und Bill hievten mich gemeinsam aus der mörderischen Falle. Sie stellten mich hin, ich schaute sie an, und plötzlich drehten sich ihre Gesichter vor meinen Augen. Ich konnte mich nicht mehr halten und fiel hin.
Bill fing mich auf.
Er legte mich auf den Rücken. Gierig saugte ich die feuchte Luft ein. Mein Herz pumpte wild. Es schlug unregelmäßig, und jeden Schlag spürte ich als hartes Pochen gegen meine Rippen.
Bill Conolly und Suko sprachen über die tote Mumie, doch ich war zu schwach, um ihnen Erklärungen zu geben. Ich mußte erst einmal wieder zu Kräften kommen.
Meine Kleidung dampfte. Ich fror trotz der feuchten Hitze. Hoffentlich holte ich mir keine Lungenentzündung.
Über mir sah ich die besorgten Gesichter meiner Freunde. Ich grinste ihnen entgegen.
»Keine Angst, ich bleibe euch erhalten.« Ich streckte meinen rechten Arm aus. »Zieht mich mal hoch.«
Suko packte meine Hand und zog mich hoch.
Ich nahm meine Machete und hängte sie in den Gürtel. »Jetzt möchtet ihr sicher wissen, was mit der Mumie los war?« fragte ich.
Suko und Bill nickten.
»Sie wollte mich töten«, erklärte ich. »Sie wollte mich so töten, wie sie wahrscheinlich auch Sam Kettering umgebracht hat, doch ich konnte ihr den Kopf abschlagen. Diese Mumie war ein ehemaliger Hohepriester, der sicherlich die Schuld an dem Tod von Hunderten von Menschen getragen hat.«
»Die Pyramide der grausamen Priester«, flüsterte Bill.
»Genau, mein Freund«, gab ich ihm recht. »Hier haben wir einen aus der Pyramide der grausamen Priester. Er wird uns nicht mehr gefährlich werden können, denn sein unseliges Leben ist zerstört.« Ich trat näher an den Torso heran und stieß mit der Fußspitze dagegen. Es hörte sich an, als hätte ich gegen Kork getreten.
»Wie eine Schale«, sagte Suko.
Ich ging in die Knie, um die Mumie genauer zu untersuchen. Wo ich

den Kopf vom Rumpf getrennt hatte, befand sich eine glatte Schnittstelle. Ich konnte aber in den Körper hineinschauen. Für mich war der Halsstumpf wie eine Tunnelöffnung, in die ich meine Hand stecken konnte.

»Begreifst du das?« fragte Bill.

»Kaum.« Ich hob die Schultern. »Wir wissen aber von den alten Ägyptern, daß sie ihre Pharaonen, bevor sie mumifiziert würden, ausgenommen haben. Wahrscheinlich haben die Mayas hier das gleiche getan.«

Ich schaute mir die grüne Schicht an, die mich irgendwie an eine Farbe erinnerte. Mit dem Messer kratzte ich ein wenig davon ab.

Etwas Weißes schimmerte durch.

Haut!

Die helle Haut eines Körpers.

Unwillkürlich mußte ich schlucken. Damit hatte ich weiß Gott nicht gerechnet. Die Haut fühlte sich zwar fest an, sie war aber nicht so zusammengeschrumpft wie das bei den ägyptischen Mumien der Fall war.

Wieder ein Rätsel.

»Zwei sind noch übrig«, murmelte ich.

»Woher weißt du das?« fragte Bill.

Ich erzählte ihm und Suko die Geschichte meiner Vision. Bill Conolly wurde blaß.

»Und du hast tatsächlich in diesem Mädchen Juana Alvarez erkannt?«

»Ja.«

»Das kann ich kaum glauben.« Er wandte sich an Suko. »Was meinst du dazu, Suko?«

»Wenn John es sagt, wird es schon stimmen.«

»Sicher… nur – dann müßte ja eine Zeitverschiebung stattgefunden haben.«

»So könnte es gewesen sein«, gab ich meinem Freund recht. »Aber das Rätsel werden wir wohl erst in der Pyramide klären.« Ich hatte noch eine andere Frage auf dem Herzen. »Sagt mal, warum seid ihr eigentlich so spät gekommen?«

Nun berichteten die beiden. Diesmal war ich an der Reihe, erstaunt zu sein.

»Capitan Mendozza hat euch töten wollen?«

»Ja, deshalb hat es ja so lange gedauert. Er war übrigens fest davon überzeugt, daß die Mumie dich schaffen würde.«

»Das hätte sie auch bald. Nur – was hat Mendozza dazu verleitet, sich auf die andere Seite zu stellen?«

»Gold! Die Pyramide soll zahlreiche Schätze bergen. Und da ist die Versuchung verdammt groß. Denk nur daran, wie sehr der Goldpreis

in den letzten Jahren in die Höhe geschnellt ist. Mendozza würde ein sehr reicher Mann sein, wenn es ihm gelänge, die Schätze zu bergen.«

»Er sprach von Komplicen?« forschte ich.

Bill nickte. »Wir wollten auch herausbekommen, wer das war, doch Mendozza schwieg sich aus.«

Ich lachte. »Kann ich mir denken.«

Suko schlug vor: »Sollten wir nicht wieder zum Wagen zurückgehen? Ich finde, es wird Zeit.«

Der Meinung war ich auch. Wir hatten zuviel Zeit verloren. Wir gingen wieder zurück. Und abermals mußten wir unsere Haumesser einsetzen, um uns den Weg freizuschlagen. Hunderte von Tierstimmen kreischten. Einmal sah ich eine armdicke Schlange, wie sie sich um einen Baumast wand. In der Farbe war sie kaum von den Lianen zu unterscheiden, nur war sie dicker.

Mir lief eine Gänsehaut über den Rücken. Mit solch einem Biest wollte ich nicht gerade in den Clinch gehen.

Unangefochten erreichten wir die Straße.

Und dort erlebten wir eine positive Überraschung.

Der Jeep stand noch auf der Straße. Capitan Mendozza hatte ihn nicht mitgenommen.

»Das ist aber nett von ihm«, meinte Bill Conolly und schwang sich hinter das Steuer.

Wenig später fuhren wir weiter.

Diesmal jedoch waren wir gewarnt. So leicht wollten wir uns nicht mehr überraschen lassen.

***

Capitan Mendozza tauchte ein in den Dschungel. Die Haut auf seinem Rücken hatte sich zusammengezogen. Er erwartete jeden Moment eine Kugel, die seine Flucht stoppte, doch der Schuß blieb aus.

Nach ein paar Schritten schon kam Mendozza nicht mehr weiter. Querhängende Lianen, verwoben wie ein Spinnennetz, hielten ihn auf. Er fiel dort förmlich hinein.

Schwer atmend wühlte er sich frei. Die Furcht hatte sich noch immer nicht gelegt, doch seine Verfolger ließen sich nicht blicken. Capitan Mendozza atmete auf. Als er auf seine Hände schaute, sah er sie zittern. Die letzten Minuten hatten an seinen Nerven gezerrt. Mit dem Handrücken wischte sich Mendozza den Schweiß aus der Stirn. Vorsichtig schaute er sich um.

Er war allein.

Kein Verfolger, niemand, der ihm an den Kragen wollte. Grünes Dämmerlicht umgab ihn. Weiter hinten mußte sich eine kleine Lichtung befinden. Dort schimmerten Sonnenstrahlen durch die grüne

Wand und zeichneten eine helle Aura auf den Boden.
Das interessierte Mendozza alles nicht. Er wollte wieder zurück zur Straße. Seine Blicke glitten erst über die Piste, tasteten sie ab, bevor er die schützende Deckung des Dschungels verließ.
Einsam und verlassen stand der Jeep am Rand der Straße.
Die Bäume waren so weit weggeräumt worden, daß man bequem fahren konnte. Und der Wagen lud gerade dazu ein.
Mendozza wollte schon hingehen, als er einen Blick nach rechts warf und dort eine Staubwolke sah.
Da kam jemand!
Aber wer, zum Teufel, fuhr um diese Zeit diese einsame Strecke durch den Dschungel?
Da gab es an sich nur eine Erklärung.
Und Mendozza ging das Wagnis ein. Er lief ein paar Schritte vor, stellte sich dann mitten auf die Straße und winkte mit beiden Armen.
Der Wagen bremste.
Es war ein Range Rover.
Der Capitan atmete auf. Die Scheibe des Wagens wurde nach unten gekurbelt, und eine Frau streckte ihren Kopf aus dem Fenster.
Juana Alvarez!
»Verdammt!« fuhr sie Mendozza an. »Was ist los? Wo sind die anderen?«
Der Capitan lief um den Wagen herum und riß die Beifahrertür auf. »Fahr weiter!« herrschte er die Frau an. »Ich erzähle dir gleich alles. Wir müssen weg!«
Juana fragte nicht mehr länger, sondern gab Gas. Vorsichtig bugsierte sie den Wagen durch die Lücke. Ihr fiel auf, daß Mendozza sehr nervös war. Immer wieder warf er seine Blicke zum rechten Dschungelrand. Dabei hatte er seinen Revolver gezogen und hielt die Mündung schußbereit in Höhe der Scheibe.
»Du hattest Ärger?«
»Ja.«
Mendozza gab sich sehr einsilbig. Nervös leckte er seine Lippen und atmete erst auf, als Juana Alvarez das Hindernis hinter sich gebracht hatte.
Sie fuhr schneller. Im Nu wurde der Range Rover wieder von einer dichten Staubwolke umhüllt. Es war stickig im Wagen. Die Sonne brannte auf das Fahrerhaus und machte es zu einem regelrechten Backofen. Das Khakihemd spannte sich über ihrer festen Brust. Sie hatte die obersten drei Knöpfe geöffnet, so daß die Ansätze ihres Busens zu sehen waren. Zu einem anderen Zeitpunkt hätte Mendozza dieser Anblick verrückt gemacht, denn bisher hatte er es nicht geschafft, Juana ins Bett zu bekommen, doch nun hatte er andere Sorgen.

»Rede endlich«, sagte die Frau nach einer Weile. »Um was geht es, verdammt?«

»Meine Tarnung ist geplatzt!«

Juana lachte. »Das hatte ich mir fast gedacht. Du hast dich wahrscheinlich wieder zu dämlich angestellt.«

»Nein, nicht ich. Es war anders.«

Juana wich einem tiefen Schlagloch aus. »Und wie, bitte?«

Der Capitan berichtete. Danach gab er noch seinen Kommentar. »Als Sinclair die Mumie entdeckte, mußte ich es tun. Die Chance war günstig, alle drei auszuschalten. Sinclair befand sich im Busch, ich hatte es nur mit dem Reporter und dem Chinesen zu tun.«

»Aber sie haben dich überrumpelt«, stellte Juana plötzlich fest.

»Ja, das haben sie. Der Chinese war zu schnell. Auf den müssen wir besonders achtgeben. Der ist mir direkt unheimlich. So etwas von schnell habe ich noch nie gesehen.«

»Aber nicht schneller als eine Kugel«, sagte die Alvarez kalt.

»Nein, das nicht…«

»Dann bist du also doch der Versager. Und wir haben sie jetzt im Nacken.«

»Das war nicht zu ändern.«

»Du bist ein Dummkopf und ein Vollidiot!« schimpfte Juana ihren Kumpan aus. »Du hast viel zu voreilig gehandelt. Die drei hätten uns schon den Weg freigeräumt, verlaß dich drauf. Und wir hätten nur noch zuzugreifen brauchen. Nun sind sie gewarnt, und sie wissen, daß etwas auf sie zukommt.«

»Ich kann es nicht mehr ändern.«

»Nein, das kannst du nicht, Mendozza. Hast du mich denn erwähnt?«

»N… nein…«

Juana warf ihm einen schnellen Blick zu. »Die Antwort kam verdammt zögernd. Hast du nun etwas gesagt oder nicht.«

»Nicht direkt.«

»Genauer, Mann. Laß dir nicht jedes Wort einzeln aus der Nase ziehen!«

»Ich habe von Komplicen gesprochen, jedoch nicht von einer Komplicin.«

»In Ordnung. Es ist nicht mehr zu ändern, und wir müssen uns darauf einstellen.«

Capitan Mendozza war froh, daß Juana Alvarez nicht noch mehr tobte. Denn sie war der Boß. Er, der einen Ruf als Leuteschinder besaß, war in ihren Händen Wachs. Alvarez rechnete sich Chancen aus, einmal mit ihr zusammen das große Geld zu machen, aber das würde wohl für alle Zeiten ein Trugschluß bleiben. Nicht das Geld, das konnte er unter Umständen bekommen, doch an die Frau selbst, da kam er nicht heran. Juana Alvarez hatte oft genug gezeigt, daß sie

nichts von ihm hielt. Daß sie ihn sogar verachtete, wenigstens als Mann. Aber sie brauchte ihn für ihre schmutzigen Pläne, denn sie war die eigentliche Drahtzieherin im Hintergrund.

Die Straße verengte sich noch mehr. Der Untergrund wurde abermals schlechter. Der Dschungel fraß sich weiter vor. Die hohen Bäume mit ihren weit auswuchernden Ästen wuchsen jetzt über der Piste zusammen und bildeten ein grünes Dach. Die Frontscheibe des Wagens war mit zahlreichen toten Insekten überklebt. Träge lag der Staub in der Luft. Er drang durch jede Ritze in das Innere des Range Rovers und legte sich als Puderschicht auf die beiden Menschen nieder.

Hin und wieder warf Mendozza der Frau einen raschen Blick zu.

Juana Alvarez saß hinter dem Lenkrad und hatte die Lippen fest zusammengepreßt. Hart hielt sie das Lenkrad umklammert. Ihre Handknöchel sprangen weiß hervor. Die Augen waren leicht zusammengekniffen. Sie war härter als mancher Mann.

Und zielstrebiger…

In einer schwachen Stunde hatte sie Alvarez einmal von einer Rache erzählt, die Hunderte von Jahren zurücklag und die sie jetzt erfüllen wollte.

Natürlich hatte der Capitan nachgehakt, doch Juana ließ sich auf nichts ein.

Sie schwieg sich über dieses Thema beharrlich aus.

Dann ging es nicht mehr weiter. Der Dschungel hatte die Straße kurzerhand gefressen. Ein dichtes Gewirr von Lianen, Bäumen und Pflanzen machten ein Weiterkommen unmöglich.

Mendozza stieg aus.

Mit der Machete schlug er den Weg frei.

Langsam folgte die Frau.

Sie befanden sich jetzt ziemlich hoch in den Bergen. Von kühlerem Wind spürte man nichts. Das grüne Dach hielt eben alles ab.

Es konnte in dieser Gegend leicht passieren, daß die Straße plötzlich blockiert war.

Weit brauchten sie auch nicht mehr zu fahren, denn sie hatten ungefähr die Stelle erreicht, wo es in den Dschungel ging. Von nun an mußten sie sich zu Fuß durchschlagen.

Mendozza trug das Gepäck. Er hatte sich den Rucksack auf den Rücken geschnallt. Das Gewicht drückte ihn nach vorn. Er fluchte jetzt schon, obwohl sie noch gar nicht weitergegangen waren.

Auch Juana trug Gepäck. Vor allen Dingen die Preßluftflaschen, denn sie wußte, daß der eigentliche Tempelraum unter Wasser lag.

Dort befand sich auch das Gold.

Dieses Gold war für sie Triebfeder genug. Dafür nahm sie alle Strapazen in Kauf, denn hinterher konnte sie sich ein schönes Leben

machen. Nur sie, denn Mendozza würde sterben.

Die Kugel für ihn war bereits gegossen.

Sie kämpften sich voran.

Meter für Meter legten sie zurück. Juana zeigte eine Verbissenheit, die schon bald erschreckend war. Sie ging mit der Machete um wie ein Fachmann, kappte Lianen und schlug sich durch die wild wuchernden Buschinseln. Einmal hieb sie sogar eine am Baum hängende Schlange mittendurch.

Zahlreiche Geräusche umgaben sie. Die Tiere wurden durch ihr Eindringen aufgeschreckt, und es waren immer wieder die kleinen Affen, die andere Artgenossen warnten.

Zu Hunderten stoben Vögel hoch. Papageien, Sittiche und andere kaum bekannte Arten.

Das alles störte Juana Alvarez nicht. Etwas Angst hatten sie vor dem Panther, denn der griff blitzschnell an, wenn er sich gestört fühlte, und es war wirklich die Frage, ob man so rasch reagieren konnte.

Hinter ihr keuchte der Capitan. Er war körperliche Arbeit nicht mehr gewohnt, was man merken konnte. Schwer zu schaffen machte ihm zudem das Gewicht. Nicht nur einmal hatte es ihn in die Knie gedrückt, so daß er sich mit der Hand abstützen mußte, um nicht voll aufs Gesicht zu fallen.

Schließlich blieb Juana stehen.

Mendozza wankte heran. »Was ist?« fragte er.

Juana reichte ihm die Wasserflasche. »Hier, nimm einen Schluck!«

Der Capitan trank so gierig, daß Juana ihm die Flasche wegriß. »Genug!«

Mendozza grinste verzerrt.

Die Frau ekelte sich vor dem Kerl, aber sie hatte nun mal keinen anderen Partner gefunden, und zudem besaß Mendozza genügend Beziehungen, um solch eine Expedition zu arrangieren. Lieber wäre ihr ein Partner wie dieser Sinclair gewesen. Der wußte genau, wo es langging. Leider stand er auf der anderen Seite. Juana Alvarez war jedoch sicher, daß sie wieder mit ihm zusammentreffen würde. Und vielleicht wurde er schwach, wenn er das viele Gold sah.

Sie deutete nach vorn. Das Gelände fiel dort ab, in eine Schlucht hinein.

»Da unten liegt der Tempel«, sagte sie.

»Wir müssen hinunter?« fragte Mendozza.

»Wird uns wohl nichts anderes übrigbleiben, Schlappschwanz. Komm jetzt endlich.«

Juana ging vor. Abermals führte sie die Machete wie ein Profi. Als hätte sie nichts anderes in ihrem Leben getan. Sie schlug eine Schneise, so daß der hinter ihr gehende Capitan seine Waffe gar nicht zu benutzen brauchte.

Der Boden war feucht und rutschig. Abgestorbene Pflanzen bildeten eine dicke Schicht. Mehr als einmal fiel Mendozza hin und rappelte sich immer wieder fluchend hoch.

Nach einer Viertelstunde hatten sie es geschafft. Sie standen in einem Talkessel.

»Wir sind da!« sagte Juana und atmete auf.

»Wo denn?«

»Siehst du nicht die alten Mauern?«

Mendozza schaute genauer hin. Sie waren auch schwer zu erkennen zwischen der hochwuchernden üppigen Vegetation. Die Pflanzenwelt hatte die alten Mauern so gut wie zugewachsen.

Und noch etwas war seltsam. Hatte sie den gesamten Weg über das Lärmen der Vögel begleitet, so herrschte jetzt eine fast gespenstische Stille. In der unmittelbaren Nähe der Ruinen schrie kein Vogel, es kreischte kein Affe – alles war still.

Spürten die Tiere vielleicht die unheimliche Strahlung, die von der Ruine ausging?

Sie gingen weiter.

Jetzt waren die Mauern auch deutlicher zu sehen. Gewaltige Steinquader, zum Teil eingerissen, aber alle überwuchert von einer dunkelgrünen Pflanzenschicht.

Der Haupttempel stand nicht mehr. Es schien, als hätte eine gigantische Hand hineingeschlagen und ihn zerstört. Die Felsen lagen überall verstreut. Es gab keine Eingänge mehr, keine Türen oder Durchlässe.

Juana Alvarez und Capitan Mendozza befanden sich jetzt in dem großen Innenraum der Pyramide. Sie gingen weiter an einer halb eingestürzten Mauer vorbei und standen vor dem kleinen See.

Er maß vielleicht fünf Meter im Durchmesser. Sein Wasser schimmerte dunkelgrün, es strahlte irgendein Geheimnis aus, wenigstens glaubte Juana dies. Die Oberfläche bewegte sich nicht. Sie lag ruhig wie flüssiges Blei.

»Hier müssen wir rein«, sagte sie.

Mendozza zuckte zusammen.

Die Alvarez lachte. »Keine Angst, Memme, ich werde zuerst tauchen und der Mumiengruft einen Besuch abstatten.«

Der Capitan nickte.

Juana ging zielstrebig vor. Jetzt wollte sie keine Minute mehr verlieren. Einen Neoprenanzug hatten sie erst gar nicht mitgenommen. Sie legte sich die Preßluftflaschen über die Schultern, setzte die Brille auf und steckte sich das Mundstück zwischen die Lippen. Sie nickte zufrieden und prüfte die Atmung.

Alles okay.

Noch einmal gab sie Mendozza einige Anweisungen. »Du bleibst hier

und behältst die Umgebung im Auge. Wenn unsere Verfolger auftauchen, dann knall sie ab.«
»Mach ich.«
»Und such dir eine gute Deckung aus.«
Mendozza nickte. Er wollte der Frau noch viel Glück wünschen, doch Juana war bereits in das dunkelgrün schimmernde Wasser gestiegen und glitt mit einem Überschlag in die Tiefe…

***

Die batteriegespeiste Unterwasserlampe hatte sich Juana an den Gürtel gehängt. Der Strahl war zwar stark, aber wurde von der Schwärze des Wassers schon nach kurzer Zeit absorbiert. Viel erkennen konnte Juana nicht.

Sie atmete ruhig und gleichmäßig. In regelmäßigen Abständen perlten Luftblasen der Oberfläche entgegen. Juana hatte ihre Nerven unter Kontrolle. Sie schwamm ruhig und zügig, zeigte keinerlei Hektik. Diesen Weg hier hatte auch Sam Kettering genommen. Ihm war ebenfalls nichts passiert; er hatte die Oberfläche wieder erreicht. Dafür war er nachher in die Falle gelaufen, aber das sollte Juana Alvarez auf keinen Fall passieren.

Sie tauchte bis zum Grund. Ihre Hände versanken im Schlamm. Jetzt mußte sie nur noch feststellen, wo sich der Eingang zum unterirdischen Höhlensystem der verfallenen Pyramide befand.

Soviel Juana wußte, gab es vom Grund des Sees aus eine Verbindung zu den Schatzkammern. Einen unterirdischen Fluß, der durch einen Tunnel schoß.

Den Fluß zu finden, war leicht.

Juana brauchte sich nur anhand der Strömungsverhältnisse orientieren, die hier unten herrschten. Sie spürte den Zug, der sie unweigerlich nach rechts ziehen wollte.

Juana folgte ihm. Je näher sie kam, um so stärker wurde der Zug. Dann sah sie im Schein der Lampe, die Öffnung dicht über dem Grund. Sie war gerade so groß, daß sich eine Person hindurchschlängeln konnte.

Juana machte sich lang, streckte ihren Körper noch ein wenig und tauchte in den unbekannten Tunnel ein.

Er war verdammt niedrig. Immer wieder schrammten die Preßluftflaschen an der felsigen Decke entlang. Juana blieb mit den Händen auf dem Grund und bewegte sich kriechend voran.

Plötzlich war der Tunnel zu Ende. Juana konnte wieder frei schwimmen, tat dies auch und beschrieb gleichzeitig mit ihrem Körper einen Bogen, um der Oberfläche entgegenzudrängen.

Ihr Kopf stieß aus dem Wasser.

Sofort riß Juana das Mundstück zwischen den Lippen weg und

atmete frei.

Sie befand sich in einem Gewölbe, dessen Grund von einem unterirdischen See ausgefüllt wurde. Der Flammenschein brach sich blitzend auf den auseinanderlaufenden Wellen und zuckte auch an den feuchten Wänden entlang.

Juana schwenkte die Lampe. Von hier aus mußte ein Gang abgehen, der zu der Mumiengruft führte.

Es gab ihn tatsächlich.

Juana sah den Eingang zu einer Höhle. Er lag über dem Wasserspiegel. Die auslaufenden Wellen versickerten vor ihm zwischen kleineren Steinen.

Juana schwamm auf den Höhleneingang zu und stieg geschmeidig aus dem Wasser.

Perlend rann das Wasser über ihr Gesicht. Die Khakikleidung klebte ihr naß am Körper, ebenso das lange schwarzrote Haar. Juana wischte sich über die Augen und entledigte sich ihrer Preßluftflaschen. Sie behielt nur die Lampe, ihre Pistole und die Machete.

Sie hoffte, dank dieser Bewaffnung alle Schwierigkeiten zu überwinden.

An Aufgabe dachte sie jedoch nicht.

Der Lampenstrahl tanzte über das Gestein, in dem es hin und wieder aufblitzte.

Gold?

Die Augen der Frau glänzten fiebrig. Sollte es hier unten tatsächlich eine Goldader geben, die noch nicht ausgebeutet worden war? Wenn ja, war das eine tolle Entdeckung.

Sie schlich voraus. Weit hatte sie die Augen aufgerissen, der Mund bildete einen Strich.

Es war still in diesem unterirdischen Gang. Nur ihre Schritte und das Tropfen des Wassers hörte sie.

Auf einmal war der Gang zu Ende.

Juana stand vor einer Steintür, die ihr den weiteren Weg versperrte. Nun kam ihr zugute, daß sie Sam Kettering doch noch ausgefragt hatte. Sie kannte den Mechanismus, durch dessen Hilfe man die Steintür öffnen konnte. Er funktionierte auch noch nach Hunderten von Jahren.

Juanas suchende Finger glitten rechts neben der Tür über das feuchte Gestein, bis Zeige- und Mittelfinger in eine Spalte tauchten, wo sie einen kleinen Hebel fanden.

Juana Alvarez drückte ihn nach unten.

Etwas knirschte.

Die Frau hielt den Atem an und trat einen Schritt zurück. Da, die Tür bewegte sich. Sie kratzte über den Boden und glitt nach innen in die Mumiengruft.

Juana Alvarez war am Ziel ihrer Wünsche angelangt.

Jetzt war es auch mit ihrer Beherrschung vorbei. Mit zitternden Händen betrat sie die geheimnisvolle uralte Mumiengruft der Mayas…

***

Ein Schuß peitschte.

Wir hörten den Knall, diesen typischen peitschenden Klang eines Gewehres, und als hätte jemand einen lautlosen Befehl gegeben, lagen wir flach.

Dicht neben Bill Conolly wühlte sich das Geschoß in den feuchten Dschungelboden. Fontänenartig wurde der Dreck hochgeworfen, klatschte Bill ins Gesicht, der einen wilden Fluch ausstieß.

Die nächste Kugel kam.

Blitzschnell und aus guter Deckung abgefeuert. Ich hörte ihr Pfeifen, so nahe sirrte sie an meinem Ohr vorbei. Sofort rollte ich mich ein paarmal um die eigene Achse und fand hinter einer weit aus der Erde ragenden Baumwurzel eine gute Deckung.

Suko hatte es nicht am Boden gehalten. Im Zickzack war er davongehuscht und näherte sich der Stellung des heimtückischen Schützen, der unterhalb des Hanges in guter Deckung lag.

Suko, Bill und ich waren die letzte halbe Stunde zu Fuß gegangen. Den Jeep hatten wir auf der Straße stehenlassen müssen, denn dieser Weg war beim besten Willen nicht mit dem Auto zu bewältigen. Wir mußten zu Fuß gehen, und wir hatten unsere Mühe dabei. Vor allen Dingen der zu einem Tal führende Abhang machte uns zu schaffen. Innerhalb des Tales sahen wir die Fragmente des alten Mayatempels durch das Grün des Dschungels schimmern. Es waren große Steine, die der Lauf der Zeit aus dem Tempel gebrochen hatte.

Und hinter einem dieser Steine mußten der oder die geheimnisvollen Schützen liegen.

Ich konnte mir denken, wer es war. Wahrscheinlich Capitan Mendozza, dieser Verräter.

Er mußte demnach noch ein zweites Gewehr besitzen. Seins hatte er nicht mitgenommen.

Wie dem auch sei, auf eine lange Zeitspanne konnten wir uns nicht einlassen. Mendozza mußte unschädlich gemacht werden, damit wir freie Bahn hatten.

Suko hatte sich zu Boden gehockt. Mit dem rechten Arm winkte er mir zu. Zwischen seinen Fingern sah ich das brünierte Metall der Beretta schimmern.

Suko hatte sich einen günstigen Angriffspunkt ausgesucht. Er konnte schräg von der Seite kommen. Wenn Bill oder ich die andere, rechte Seite nehmen, dann konnten wir den heimtückischen Schützen in die Zange nehmen.

Ich warf dem Reporter einen Blick zu.
Bill grinste mich an.
Alles in Ordnung, ihm war nichts passiert, denn im ersten Augenblick hatte es für mich ausgesehen, als wäre der Reporter getroffen worden.
Er hob sein Gewehr.
Wir waren ein gut aufeinander eingespieltes Team. Ich wußte genau, was Bill meinte. Er wollte mir Feuerschutz geben, während ich mich dem Schützen näherte.
Ich stemmte mich hoch, gab Suko ein Zeichen, damit er ebenfalls Bescheid wußte, und startete.
Nun ist ein Dschungel keine Rennpiste. Der weiche Boden war bestückt mit zahlreichen Fallen. Abgestorbenes Laub und herabgefallene Zweige bildeten regelrechte Fußangeln. Ein Zickzacklauf, so wie ich ihn vorhatte, bereitete doch einige Schwierigkeiten.
Bills Gewehr krachte.
Er streute mit seinen Kugeln einen breiten Streifen ab und zwang den Schützen, in Deckung zu bleiben.
Ich kam gut voran.
Als ich auf Sukos Höhe war, ließ ich mich fallen.
Das Gewehrfeuer verstummte.
Durch die Detonationen war mein Trommelfell angegriffen worden. Es dauerte seine Zeit, bis ich wieder voll hören konnte.
Mir war natürlich auch die Stille aufgefallen. Und diese Stille sagte mir, daß mit dieser Ruine mitten im Dschungel etwas nicht stimmte.
Tiere spüren schnell lauernde Gefahren. Und hier lärmten keine Affen, hier kreischten keine Vögel – die Lautlosigkeit war gespenstisch.
Mein Herz pumpte schwer. Dieser kurze Lauf hatte mich bereits gewaltig angestrengt. Hinzu kamen die feuchte Luft, das ungewohnte Treibhausklima und die Hitze.
Vorsichtig bewegte ich mich weiter. Wie ein Rekrut kroch ich über den Boden. Mein Khakizeug war mit einem grünen Schleim bedeckt, doch das machte mir nichts aus. Hier zählte nur der Erfolg, nicht das Aussehen.
Unangefochten erreichte ich die erste Mauer.
Sie war halb eingestürzt, hatte noch etwa die Höhe eines ausgewachsenen Mannes und war mit Dschungelgewächsen überwuchert, die sich in sämtliche Ritzen und Spalten hineingefressen hatten.
Wo lag der Schütze?
Ich sah und hörte ihn nicht, aber ich wollte es so rasch wie möglich wissen.
Ich erhob mich, streckte meine Arme aus und bekam den oberen

Mauerrand oder die Kante zu fassen. Noch ein tiefer Atemzug, dann zog ich mich hoch.

Das rechte Bein schwang ich zuerst herum, das linke folgte. Ich lag auf der Mauer.

Da sah ich ihn.

Es war tatsächlich Capitan Mendozza. Er wandte mir den Rücken zu und befand sich in Nähe eines kleinen Sees, hinter überwucherten Steinen verborgen. Den Waffenlauf hatte er auf einen Felsblock gelegt. Er hielt ihn nicht ruhig, sondern bewegte ihn hin und her, einmal nach rechts, dann wieder nach links, immer darauf bedacht, ein möglichst großes Streufeld zu bekommen.

Die Suppe wollte ich ihm versalzen.

Vorsichtig schob ich mich auf dem Stein in die Höhe und nahm die Beretta in Anschlag.

Die Mündung zielt auf den Rücken des Capitans.

Ein überlegenes Lächeln kerbte meine Lippen, als ich Mendozza anrief: »Laß fallen, Verräter!«

Zuerst tat sich nichts. Mendozza blieb steif stehen, wie ein Standbild, das man festgeleimt hatte. Dann aber drehte er sich langsam um, ohne dabei die Waffe loszulassen.

Aus den Augenwinkeln bemerkte ich, wie sich Suko und Bill Conolly unserem Standort näherten. Sie sahen mich aufrecht stehen und wußten, daß die Gefahr vorbei war.

Doch Mendozza dachte gar nicht daran, aufzugeben. Er tat das Unvernünftigste, was man in seiner Lage nur machen konnte. Er stieß einen wilden Schrei aus, riß sein Schnellfeuergewehr hoch und drückte ab.

Die Kugeln hätten mich von dem Felsen geputzt, wenn sie getroffen hätten.

Ich schoß schneller.

Silberkugeln töten nicht nur Dämonen, sie schalten auch Menschen aus.

Mendozza bekam das Silber in die rechte Schulter. Er wurde herumgeworfen, drückte aber in seiner wahnwitzigen Wut und Unüberlegtheit dennoch ab, doch die Geschosse peitschten weit an mir vorbei.

Dann kippte Mendozza um. Er fiel in ein Gebüsch hinein, so daß von ihm nur noch der Unterkörper zu sehen war.

Ich sprang von meinem luftigen Beobachtungsposten.

Kaum hatte ich den Boden berührt, als ich Mendozzas gellenden Schrei hörte. Ich sah noch das Zucken seiner Beine, hörte das erbärmliche Stöhnen und rannte hin.

Mendozza war nicht mehr zu helfen. Nicht meine Kugel hatte ihn getötet, sondern der Biß der kleinen Schlange, die soeben im

Unterholz verschwand.
Ihre Zähne hatten sich in den Hals des Verräters gebohrt.
Da war nichts mehr zu machen.
Ich beugte mich zu dem sterbenden Capitan hinunter. Noch war er nicht tot, seine Augen standen offen, zwischen seinen Lippen sprühte weißer Schaum.
Er hatte noch seine letzte klare Sekunde, sah mich und keuchte: »Im See – unten, tauchen. Sie ist schon getaucht. Da werdet ihr alles finden…«
Es hätte seines Hinweises gar nicht bedurft, wir wußten auch so Bescheid.
Ich drückte Mendozza die Augen zu.
»Er hat es hinter sich«, hörte ich Bill Conolly sagen.
Ich nickte. »Aber nicht meine Kugel hat ihn getötet, sondern ein Schlangenbiß.«
»Verdammt, an die Biester müssen wir ja auch denken«, sagte der Reporter.
Ich ging ein paar Schritte zur Seite und blieb am feuchten Ufer des kleinen Sees stehen.
Still und glatt lag das Wasser vor mir. Wie ein dunkelgrüner Spiegel. Es war unheimlich, auf die Oberfläche des kleinen Sees zu schauen, und noch unheimlicher würde es sein, hinunterzutauchen. Doch mir blieb keine andere Wahl.
»Die Preßluftflaschen, Suko«, sagte ich.
Der Chinese schaute mich an. »Du willst allein?«
»Ja.«
»Aber ich komme mit«, sagte Bill.
»Nein, haltet ihr mir hier den Rücken frei.« Ich schaute auf die Uhr.
»Wenn ich in einer halben Stunde nicht zurück bin, dann kann mir einer von euch folgen.«
Dagegen hatten sie nichts.
Ich legte mir die Preßluftflaschen an und schob mir das Mundstück zwischen die Lippen.
Die Beretta nahm ich mit, ebenso den Dolch und das Kreuz. Ich warf meinen Freunden noch einen letzten Blick zu und tauchte hinab in das dunkle Wasser…

***

Gold!
Genau vor ihren Augen lag es.
In einer ungeheuren Pracht. Es funkelte und gleißte. Der Lampenstrahl wurde von zahlreichen Diamanten und anderen Edelsteinen gebrochen. Goldene Kelche und Schalen reflektierten den Schein. Da lagen wertvolle Halsketten und Armreifen, Diademe und

Kronen – und alles unversehrt, zudem in einer Pracht, wie sie Juana Alvarez noch nie in ihrem Leben gesehen hatte.

Sie war geblendet. Geblendet von dem goldenen Metall. Und deshalb dachte sie auch nicht an die Gefahr. Juana übersah sie einfach oder wollte sie gar nicht wahrnehmen.

Denn es gab nicht nur das Gold und die Edelsteine innerhalb dieser unterirdischen Höhle, sondern auch drei Sarkophage.

Neben dem ersten lag ein Leuchter.

Aus einer Laune heraus griff Juana nach dem Gegenstand, stellte ihn hin, zündete ihr Feuerzeug an und hielt die Flamme an die drei Kerzendochte.

Sie fingen sofort Feuer.

Mit dem Leuchter in der Hand schritt Juana tiefer in die Höhle hinein. Sie wollte die Batterie ihrer Lampe schonen.

Die Frau schritt an dem ersten Sarkophag vorbei. Er war längst nicht so prunkvoll, sondern bestand einfach aus Stein mit einem Deckel aus verfaultem Holz darüber. Wer genauer hinschaute, der konnte noch die geheimnisvollen weißmagischen Zeichen sehen, die in das Holz zum Schutz gegen die Unbill der Dämonen hineingeritzt worden waren.

Einige der Zeichen allerdings waren durchgestrichen worden und somit wirkungslos.

Ein böses Omen.

Juana Alvarez schritt weiter. Sie wandte dem ersten Sarkophag den Rücken zu. Den Kerzenleuchter hielt sie in der rechten Hand. Die Flammen tanzten und flackerten. Trotz der schlechten Luft hatten sie Nahrung gefunden.

Der wertvolle Gold- und Edelsteinschatz lag vor der großen Steinwand gestapelt. Wie magisch wurde die Frau davon angezogen. Ihr Atem ging schneller. Naß lag das dunkle Haar um ihren Kopf. Wo sie gegangen war, zeichnete eine Tropfspur ihren Weg nach.

Das Gold faszinierte sie. Juana vergaß alles. Auch ihre Vorsicht. Deshalb sah und hörte sie nicht, wie der Deckel des ersten Sarkophags zur Seite geschoben wurde und sich aus dem Spalt zwischen Sarg und Oberteil ein grünlich schillernder Arm hob.

Die Finger der Hand waren zur Klaue gekrümmt, und die langen Nägel standen vor wie kleine, spitze Messer.

Langsam, unendlich langsam und lautlos schob sich die Schreckensgestalt aus dem Sarkophag.

Die Maya-Mumie war erwacht. In ihren roten Augen lag ein mordgieriges Leuchten…

***

Ich war sozusagen ein alter Tauchprofi, denn schon mehr als einmal

hatte ich unter Wasser getaucht, um ein Abenteuer zu bestehen. Zuletzt noch gegen die mordgierigen Zombies aus dem Loch Morat, und auch die Werwölfe von Army-Island hatten mich in einen Kampf unter Wasser verwickelt.

Aber dieser See war mir doch verflixt unheimlich.

Das Wasser war schwarz. Wirklich, man konnte nicht die Hand vor Augen sehen, und es erinnerte mich an Tinte. Meine Lampe war auch nicht die stärkste, so daß ich kaum etwas sehen konnte. Irgendwann erreichte ich den Grund.

Niemand hatte mich attackiert, schon ein Vorteil. Meine vorgestreckten Hände wühlten Schlamm und Algen auf, und der Lampenschein zeigte mir, daß die feinen Partikel weggetrieben wurden. Ich bewegte mich ebenfalls in die Richtung und sah einen wassergefüllten Tunnel, in den mich die Strömung hineinzog.

Es war schon komisch, durch die enge Röhre zu schwimmen, denn bewegen konnte ich mich kaum, sondern nur mit den Händen und den Füßen paddeln.

Doch der Tunnel hatte ein Ende.

In einer Unterwassergrotte tauchte ich auf. Rasch schaute ich mich um.

Niemand erwartete mich.

Auch nicht die Frau, von der der Sterbende gesprochen hatte. Wobei ich annahm, daß es sich hierbei um Juana Alvarez handelte. Diese Frau, die meiner Meinung nach schon einmal gelebt hatte.

Ich schwamm zum schmalen Ufer, denn dort entdeckte ich einen Gang, der tiefer in das Innere dieses unterirdischen Tempels führte. Meiner Ansicht nach konnte nur die Frau diesen Weg genommen haben.

Wie recht ich mit meiner Vermutung hatte, bekam ich wenig später zu sehen.

Direkt hinter dem Höhleneingang lagen zwei Preßluftflaschen.

Ich entledigte mich ebenfalls der Atemluft und tauchte in den Höhlengang hinein.

Stickige Luft umgab mich. Sie war schwer zu atmen und mit Feuchtigkeit angefüllt. Ich fror. Kalt lief es meinen Rücken hinunter.

Die Lampe wagte ich nicht anzuschalten. Immer wieder blieb ich stehen und lauschte.

Dunkelheit. Finster war es wie in einem Tunnel, aber keine Spur von Juana Alvarez.

Dann sah ich den schwachen Lichtschein vor mir. Er bewegte sich hin und her. Deshalb war er auch so gut auszumachen.

Ein hartes Lächeln kerbte meine Lippen. Jetzt konnte mir Juana Alvarez nicht mehr entkommen. Ich stand dicht vor der Lösung des alten Maya-Rätsels.

Ich war gerade einen Schritt vorgegangen, da hörte ich den gellenden Schrei!

***

Juana Alvarez stand vor dem Gold. Ihre Blicke konnten sich einfach nicht von dieser Pracht lösen. Sie tauchten hinein in all das Funkeln und Gleißen des kostbaren Metalls.

Sie hatte es geschafft.

Das Maya-Gold lag vor ihren Füßen. Das Gold, das sie in ihren Träumen gesehen hatte. Denn es war ihr gelungen, zurückzublicken in ein Leben, das sie schon einmal geführt hatte. Vor fast tausend Jahren als eine Maya-Prinzessin.

Damals gehörten ihr diese kostbaren Dinge, doch dann waren die drei Priester gekommen und hatten ihr alles genommen, um sie anschließend zu opfern.

Doch die Priester hatten sich nicht lange an den Kostbarkeiten erfreuen können. Huayapetl war erschienen, der Mann, der sie liebte, und er hatte die Priester getötet.

Aber waren sie wirklich tot? Diese Priester waren gleichzeitig auch Magier, sie besaßen eine ungeheure Macht. Sie verbündeten sich mit den finsteren Mächten und überlisteten selbst den Tod. Etwas, was nur ganz wenigen gelang.

Diese Gedanken schossen Juana Alvarez in Sekunden durch den Kopf. In einer Zeitspanne, die der ersten Mumie ausreichte, um vollständig aus dem Sarkophag zu klettern.

Ein wahrlich grauenhaftes Ungeheuer näherte sich der ahnungslosen Frau, die sich soeben bückte, mit einer Hand nach Gold und Geschmeide griff und es durch die Finger gleiten ließ.

Es klirrte gegeneinander. Für Juana Alvarez war es die schönste Musik der Welt.

Die Mumie kam näher.

Obwohl sie so plump wirkte, bewegte sie sich an der Grenze zur Lautlosigkeit. Und sie sah dicht vor sich den Rücken der Frau.

Juana Alvarez merkte trotzdem etwas.

Aber nicht die erste Mumie war es, die das Geräusch verursachte, sondern die zweite.

Sie stieg ebenfalls aus dem Sarkophag. Und sie war längst nicht so vorsichtig.

Von innen her stieß sie gegen den Deckel, der aus seiner Halterung gerissen wurde, sich quer aufstellte und zur Seite kippte. Mit einem lauten Geräusch fiel er zu Boden.

Erschreckt fuhr die Frau herum.

Eine Hand schob sich aus dem offenen Sarkophag, im nächsten Moment die Schultern und ein Kopf.

Juana zitterte plötzlich. Sie konnte den Leuchter nicht mehr halten. Er fiel zu Boden. Eine Flamme erlöschte. Die anderen brannten weiter. Ihr zuckendes Licht geisterte über das schreckensstarre Gesicht der Frau.

Juana Alvarez war so in den Anblick der aus dem Sarkophag steigenden Mumie vertieft, daß sie die andere völlig vergaß. Außerdem hatte sie das Ungeheuer noch nicht gesehen – aber sie spürte es.

Urplötzlich erhielt sie einen gewaltigen Schlag in den Rücken. Sie hörte, wie der Stoff riß. Etwas brannte auf ihrem Rücken, dann wuchtete sie der Stoß nach vorn, hinein in den Berg voller Gold und Edelsteine.

Juana hatte nicht die Geistesgegenwart, sich mit beiden Händen abzustützen. Mit dem Gesicht fiel sie in das wertvolle Geschmeide. Der Rand eines Krugs ritzte ihr die Lippe ein.

Die Mumie setzte rasch nach. Ihre Klaue schoß vor, packte die Schulter der Frau und riß Juana herum.

Der Gold- und Geschmeideberg geriet dabei ins Wanken. Die Gefäße rutschten von oben herab und polterten auf Juana Alvarez herunter. Ein Trinkbecher schlug ihr gegen die Stirn, rollte über ihr Gesicht und gab die Sicht wieder frei.

Juana Alvarez schaute genau in die grausamen Augen der lebenden Mumie.

Jetzt konnte sie sich nicht mehr beherrschen.

Sie stieß einen gellenden Schrei aus.

***

Ich stolperte, fiel gegen die Gangwand und fing mich wieder. Dieser kleine Vorfall hatte mir gezeigt, daß es nicht gut war, im Finstern weiterzulaufen.

Ich schaltete die Lampe ein.

Diesmal half mir der helle Strahl. Ich erkannte eine offenstehende Steintür, die in eine grottenartige Höhle führte, in der sich ein gewaltiger Schatz stapelte. Das Funkeln und Gleißen lenkte mich trotzdem nicht von den wahren Ereignissen ab.

Das waren die beiden Monster und die Frau.

Juana Alvarez lag auf dem Rücken, halb begraben unter dem wertvollen Gold und Geschmeide.

Eine Mumie hatte sich über sie gebeugt, und es sah so aus, als würde sie die Frau würgen. Ich konnte ihr momentan nicht zu Hilfe eilen, denn da war die zweite Mumie, die mich bemerkt hatte und sofort angriff.

Sie machte das äußerst geschickt.

Bevor ich meine Waffe ziehen konnte, hatte sie sich den Deckel des

Sarkophags geschnappt und hielt ihn als schützenden Schild vor ihren Körper.

Dann griff sie an.

Wuchtig hechtete sie mir entgegen. Ich kam nicht mehr ganz weg, wurde von dem Deckel gestreift und zurückgeworfen.

Mit der Leiste prallte ich gegen die Türecke, biß die Zähne zusammen und zog den Kopf ein, da die Mumie mit dem Deckel zudrosch.

Über mir krachte er gegen die Wand, splitterte, und ein Stück Holz traf mich am Schädel.

Beide Fäuste jagte ich hoch.

Sie trafen das Kinn des unheimlichen Gegners und schleuderten ihn zurück.

Die Mumie torkelte quer durch das unterirdische Verlies und gab mir somit die Chance, an das andere Ungeheuer und an Juana Alvarez zu kommen.

Wuchtig sprang ich die Mumie an und schleuderte sie zurück. Für einen Sekundenbruchteil fiel mein Blick auf Juana Alvarez, und ich sah die schrecklichen Wunden an ihrem Hals und die gebrochenen Augen.

Der Frau konnte niemand mehr helfen.

Doch da war der Mörder.

Ich kreiselte herum.

Das heißt, zur Hälfte schaffte ich es, dann kam ich mir vor, als wäre ich gegen eine Gummiwand gelaufen. Plötzlich schien die Luft das Dreifache zu wiegen. Die Mauern der Höhle verschwanden, andere traten an deren Stelle.

Ich sah fremdartig gekleidete Menschen, hörte eine Sprache, die ich nicht verstand, und sah dicht vor mir eine hohe Treppe, die hoch zu einem Opferaltar führte.

Dort lag eine Frau, und dort standen drei Priester, von denen der mittlere seltsam verschwommen wirkte.

Ich begriff die Ereignisse zwar nicht, wußte aber dennoch, was geschehen war.

Ein Zeitparadoxon hatte mich um tausend Jahre zurückversetzt. Ich befand mich in der Welt der Mayas…

***

Bill Conolly schaute auf die Uhr.

Suko grinste ihn von der Seite her an. »Du bist viel zu nervös«, stellte er fest.

Der Reporter hob beide Hände. »Verdammt, bist du nicht unruhig? Schließlich ist John in diesem Loch da verschwunden!« Er deutete auf den kleinen See.

»Wir haben ihm eine gewisse Zeitspanne eingeräumt«, sagte der Chinese.

»Das weiß ich selbst.«

»Was regst du dich dann auf?«

»Mit dir kann man nicht sprechen!«

Suko lachte, obwohl er sich ebenfalls Sorgen machte, nur zeigte er dies nicht so. Er hatte sich eben besser in der Gewalt als Bill Conolly.

Um sie herum befand sich der Dschungel. Ein ruhiger, stiller Urwald, in dem kein Vogel schrie, kein Raubtier fauchte oder ein Affe kreischte. Das alles schien meilenweit entfernt zu sein.

Unbehaglich hob Bill Conolly die Schultern.

»Was ist los?« fragte Suko.

»Wenn du mich schon so fragst, ich für meinen Teil fühle mich verflucht unwohl. Man kann das Gefühl haben, sich in einer gewaltigen natürlichen Gruft zu befinden. Ich werde einfach die Ahnung nicht los, daß irgend etwas gleich passiert oder passieren muß. Das ist die Ruhe vor dem Sturm.«

Suko antwortete nicht, er schaute sich statt dessen um. Seine Blicke versuchten das Grün der Dschungelwände zu durchbohren, lauerten auf eine Bewegung. Es geschah nichts.

Alles war und blieb still.

Minuten vergingen. Die beiden Männer sprachen kein Wort. Sie warteten nur ab.

Dann aber trafen sie die Ereignisse wie Hammerschläge. Urplötzlich veränderte sich die Umgebung.

Bill sah es zuerst. »Da, sieh doch, der Dschungel, er tritt zurück. Wir sind…«

Der Reporter sprach nicht mehr weiter. Sein ausgestreckter Arm blieb mitten in der Luft hängen, bevor er ganz langsam nach unten sank. Auch Sukos Bewegungen liefen langsamer, während sich die Umgebung um sie herum doppelt so schnell veränderte.

Auf einmal war alles anders.

Nur Suko und Bill standen noch da.

Jedoch nicht mehr in den Fragmenten des alten Maya-Tempels, sondern in einer gewaltigen Halle, die so prunkvoll eingerichtet war, daß es ihnen den Atem verschlug.

Sie sahen all das, was auch ich gesehen hatte. Und sie entdeckten noch mehr.

Einen Mann, der von vier Kriegern die große Treppe zum Altar hochgeschleift wurde und sich verzweifelt wehrte.

Der Mann war ich!

***

Die Krieger hielten mich gepackt. Ihre starken Hände umklammerten

meine Arme, so daß ich mich nicht rühren konnte. Ich hatte das Gefühl, daß sich die Augen aller Anwesenden nur mir und den Kriegern zuwenden würden. Ein vielfacher Schrei brandete durch die gewaltige Tempelhalle.

»Tod! Tod dem Fremdling!«

Kein Zweifel, wer damit gemeint war. Und die vier Krieger folgten der Meinung der Masse. Sie griffen noch fester zu.

Sie schleiften mich in Richtung Treppe. Erst jetzt, als ich die Stufen schon vor mir sah, begann ich mich zu wehren. Vorher war ich viel zu überrascht gewesen.

Hart stemmte ich meine Beine ein und warf im gleichen Augenblick meinen Oberkörper nach rechts.

Mit diesem Widerstand hatten meine Aufpasser nicht gerechnet. Sie wurden zur Seite geworfen und fielen zu Boden. Die anderen beiden hielten mich fest, so daß ich nicht über die ersten fallen konnte. Ich hatte jedoch den rechten Arm frei.

Dann folgte ein Sensenschlag.

Meine Faust traf die beiden Typen, die mich links gepackt hielten. Ihre Köpfe knallten gegeneinander. Die Männer warfen die Arme hoch und ließen mich los.

Ich war frei!

Blitzschnell fuhr meine Hand zur Waffe. Ich wollte die Beretta ziehen, doch ich hatte vergessen, daß es vier Gegner waren. Plötzlich spürte ich die Hände an meinen Fußknöcheln. Ein Ruck, und ich fiel der Treppe entgegen.

Mit der linken Hand konnte ich mich gerade noch abstützen, sonst wäre ich mit dem Gesicht voll auf die Stufen geknallt. Im nächsten Moment hingen sie mir im Nacken.

Diesmal schaffte ich es nicht, sie abzuschütteln. Außerdem waren sie gewarnt. Ein Faustschlag traf meinen Hinterkopf und schickte mich in eine sekundenlange Bewußtlosigkeit.

Als ich wieder klar denken konnte, hing ich in den Griffen meiner Bewacher und konnte mich nicht rühren. Nur noch die Stufen hochlaufen, mehr nicht. Die Arme hatten sie mir nach hinten gebogen. Heutzutage nennt man so etwas Polizeigriff, aber die alten Mayas kannten diesen Griff auch schon.

Vor mir sah ich die lange Treppe. Und am Ende den Altar mit der Toten darauf.

Erst jetzt fiel mir der ganze Widersinn auf, in den ich hineingerissen worden war. Eine magische Zeitfalle hatte mich aus dem zwanzigsten Jahrhundert in das frühe Mittelalter des amerikanischen Subkontinents gerissen. Ich war in der Tat in die Vergangenheit gereist. Unheimlich, so etwas.

Und doch wahr…

In der Gegenwart war ich nicht mehr existent. Mein Körper hatte sich in der Mumien-Gruft aufgelöst.

Ein irres Rechenexempel, das mit einem normalen Geist gar nicht zu verstehen war. Ich jedenfalls verstand es nicht.

Seltsam, daß mich im Angesicht meines Schicksals diese Gedanken durchströmten, dabei sollte ich lieber an den Tod denken, der mir dicht bevorstand.

Wenn sie mich jetzt töteten, würde ich dann auch in der Gegenwart tot sein?

Natürlich, dann gab es keinen John Sinclair mehr. Dann war ich verschwunden – aus, vorbei, ich existierte einfach nicht mehr. Jane Collins, Suko, Bill – all meine Freunde, meine Berufskollegen, mein Chef – für sie gab es mich nicht mehr.

Der Gedanke daran bereitete mir Angst. Große Angst sogar. Mein Kopf war von einem dumpfen Brausen erfüllt, und mir wurde schwindlig. In den Beinen hatte ich plötzlich Pudding, die Knie knickten mir weg, mir wurde übel.

Die zahlreichen Stimmen der um die Treppe versammelten Zuschauer hörte ich nur als dumpfes Brausen. Es wirkte auf mich wie mein Todesgesang.

Die vier Wärter stießen mich vor. Ihre Waffen hatten sie noch in den Gürteln stecken. Kurze Schwerter mit reich verzierten Griffen. Den Männern ging ich wohl zu langsam. Ich hörte kehlige Laute, in einer Sprache, die ich nicht verstand.

Ich sah den Altar jetzt genauer.

Er war sogar ziemlich groß, obwohl er aus der Distanz klein gewirkt hatte.

Ich starrte zu dem Steinblock hoch.

Noch lag die Tote darauf. Und hinter ihr standen die drei Priester. Drei Hohepriester, aus denen später Mumien geworden waren, die in der Gegenwart zu einem schaurigen Leben erwacht waren und die die Frau zum zweitenmal getötet hatten. Der Kreislauf war geschlossen. Juana Alvarez hatte beide Male ihr Leben unter den Klauen der Priester aushauchen müssen.

Sie waren prunkvoll gekleidet, trugen lange, bunte Gewänder, die bis zum Boden reichten und mit seltsamen Fabelwesen aus der Mythologie des Hylaya-Volkes bestickt waren. Noch ein paar Stufen. Sekunden später stand ich vor dem Altar.

Schwer ging mein Atem. Allerdings nicht nur allein von der durchlittenen Anstrengung, sondern auch aus der Angst heraus. Ja, ich hatte Angst, denn mein Leben hing an einem seidenen Faden.

Einer der Wärter ließ mich los. Er trat hinter mich, zog sein Schwert und drückte mir die Spitze in den Rücken. Unwillkürlich bog ich das Kreuz durch und preßte die Lippen aufeinander, daß sie nur noch

einen Strich bildeten. Sechs Augen schauten mich an. Ich hielt dem Blick stand. Die Gesichter der Priester waren hager und zeigten eine dunkle Bräune. In den Gesichtern zuckte kein Muskel, sie blieben glatt und ausdruckslos. Nur in den Augen irrlichterte es. Darin las ich ein Versprechen. Und das hieß Tod. Tod für mich.

Die beiden außenstehenden Priester setzten sich in Bewegung und hoben die Tote von dem Altar. Sie legten sie daneben zu Boden. Nun hatten sie für mich Platz geschafft.

Der mittlere Priester hob die rechte Hand. Für meine Bewacher war es ein Zeichen.

Kräftige Arme packten mich, der Druck in meinem Rücken verschwand, doch der Mann steckte sein Schwert nicht weg. Er war stets bereit, zuzuschlagen.

Auf einmal überkam mich eine nahezu eiskalte Ruhe.

Die Mayas hatten einen Fehler gemacht und mich nicht nach Waffen durchsucht. Denn noch besaß ich meine Beretta, meinen Dolch und mein Kreuz.

Dieses Volk war mit der modernen Waffentechnik nicht vertraut, doch bevor ich mich umbringen ließ, Würde ich kämpfen.

Meine Knie stießen gegen die Altarplatte.

Ich mußte mich umdrehen.

Ein letztes Mal konnte ich einen Blick von der obersten Stufe der langen Treppe hinunterwerfen in den prunkvoll ausstaffierten Thronsaal. Meines Erachtens waren immer mehr Menschen hinzugekommen. Sie sahen von hier oben sehr klein aus.

Alle starrten zu uns hoch.

Oder fast alle.

Denn plötzlich gab es am Ende der Treppe Aufregung. Ich hörte Geschrei, ein Tumult entstand. Als ich genauer hinschaute, sah ich den Grund.

Zwei Fremde waren gekommen.

Meine Augen weiteten sich vor Staunen.

Ich erkannte Suko und Bill!

***

Sie also auch.

Das Zeitparadoxon hatte vor ihnen nicht Halt gemacht. Und sie sollten ebenso sterben wie ich.

Bill und Suko kämpften. Ich hörte auch Schüsse und sah wie zwei Mayas zu Boden sanken.

Die anderen bekamen Angst. Sie wichen vor den fremdartigen Waffen zurück.

Doch dann schlichen sich mehrere Krieger an meine beiden Freunde heran und begruben sie unter sich. Suko und Bill wurden durch eine

Masse von Leibern meinen Blicken entzogen.
Für mich ging es ans Sterben.
Zwei Wächter drückten mich auf den Altar. Ich spürte den warmen Stein in meinem Rücken und sah über mir die Gesichter der drei Mordpriester.
Ihre Hände verschwanden unter den langen Gewändern. Sie holten ihre kostbaren Obsidianschwerter hervor.
Ich wußte von dem Ritual der Mayas.
Sie würden mir das Herz aus der Brust schneiden! Ein grausamer Tod. Die Menschen im Palast waren ruhig geworden. Es herrschte eine nahezu tödliche Stille.
Jeder wollte sehen, wie ich starb.
Meine Arme lagen an der Seite auf dem Altar. Ich bemühte mich, so locker zu bleiben wie möglich. Die Muskeln durften nicht verkrampfen.
Die drei Hohenpriester hielten ihre Schwerter so, daß die Spitzen nicht auf mich wiesen. Sie würden es erst, wenn meine Brust freilag.
Zwei Wärter kümmerten sich darum.
Sie knöpften mir das Hemd auf, wobei sie Schwierigkeiten hatten, denn Knöpfe waren bei den Mayas unbekannt.
Ich hielt den Atem an.
Gleich würde es sich zeigen, ob mir mein Kreuz etwas nutzte.
Der letzte Knopf.
Der mittlere Priester stieß einen Zischlaut aus. Daraufhin klappte der Wärter mein Hemd auseinander.
Das Kreuz lag frei.
Und nichts geschah.
Kein Blitzstrahl traf die drei Hohenpriester. Sie waren gegen das christliche Symbol gefeit.
Damit hatte ich nicht gerechnet.
Sekundenlang war ich geschockt, denn ich hatte fest damit gerechnet, daß mein Kreuz etwas ausrichten würde.
Leider vergebens.
Die Priester senkten ihre Obsidianschwerter. An der der Treppe zugewandten Altarseite traten die Wärter zurück. Für mich ging es ums nackte Leben!

***

Blitzschnell rollte ich mich nach rechts. Ich fiel von dem Altar, prallte hart zu Boden und rollte auf die erste Stufe. Noch mitten in der Bewegung zog ich meine Beretta.
Ich hörte den wütenden Schrei.
Im nächsten Augenblick stürzten sich zwei Krieger mit gezückten Schwertern auf mich.

Sie hätten mich erstochen. Ich sah ihre verzerrten Gesichter, den Haß in ihren Augen, und ich schoß.

Der Mann, der mir am nächsten war, bekam die Kugel in die Brust, warf beide Arme hoch, verlor sein Schwert und wurde zurückgestoßen. Er verlor das Gleichgewicht, fiel zur Seite und rollte, sich mehrmals überschlagend, die Treppe hinab.

Dem zweiten senste ich die Beine weg, als er zuschlagen wollte. Auch dieser Mann segelte die Treppe hinab.

Mit schußbereiter Waffe kam ich auf die Füße.

Ich suchte die Priester.

Statt dessen sah ich die anderen beiden Wächter. Sie warfen sich mir entgegen, deckten mit ihren Körpern die Hohenpriester, so daß ich nicht heran konnte.

Ich stand auf einer Treppenstufe und mußte dort mein Leben verteidigen.

Den ersten stoppte ich mit einem Schuß ins Bein. Er schrie auf, fiel hin und rollte mir vor die Füße. Ich mußte hochspringen, sonst hätte er mich umgerissen.

Dem Schwerthieb des anderen wich ich aus. Dann hebelte ich ihn über meine Schulter.

Jetzt hatte ich freie Bahn.

Die Priester waren verschwunden. Sie hatten die Gunst des Augenblicks genutzt und sich aus dem Staub gemacht.

Nur – weshalb?

Doch nicht wegen mir allein. Wegen eines einzelnen. Hastig schaute ich mich um.

Die vier Krieger lagen auf dem Boden. Einer von ihnen war tot, die anderen drei verletzt. Und ich stand mit schußbereiter Beretta auf der dritthöchsten Stufe.

Da sah ich den Grund.

Krieger stürmten die Stufen hoch. An ihrer Spitze ein farbenprächtig gekleideter Mann, und in seinem Schlepptau Suko und Bill. Meine Freunde winkten mir zu.

Ich schaute an ihnen vorbei.

Überall wurde gekämpft. Ein weiteres Heer war in den Tempel eingedrungen. Schwerter klirrten gegeneinander. Pfeile wurden abgeschossen, Lanzen pfiffen durch die Luft, die Schreie Sterbender und Verletzter hallten durch das Gewölbe. Es war ein Kampf bis aufs Blut.

Mir stockte der Atem.

Plötzlich wußte ich, wer der Mann an der Spitze war. Huaxapetl, der seine tote Freundin gerächt hatte, in dem er die Priester tötete. Jetzt war mir klar, weshalb ich sie nicht hatte töten können. Ich durfte einfach nicht in den Lauf der Geschichte eingreifen, sie mußte so

bestehen bleiben.
Als mir diese Erkenntnis bewußt wurde, verlöschte auch schon das Bild. Ich hatte wieder das Gefühl, durch eine zähe Masse zu laufen. Meine Bewegungen wurden langsamer, erstarben – und dann gab es den berühmten Filmriß.
Ich wußte von nichts mehr…

***

Weit riß ich die Augen auf.
War ich lange bewußtlos? Hatte ich die Zeitreise überhaupt überstanden und war in der Gegenwart erwacht?
All diese Fragen schossen mir im Bruchteil einer Sekunde durch den Kopf.
Die Mumie kam.
Deutlich hob sie sich vor dem funkelnden und gleißenden Hintergrund des Goldberges ab. Die Arme hatte sie ausgestreckt, während sich die zweite Mumie soeben vom Boden hochstemmte.
Ich war so in die Gegenwart hineingerutscht, wie ich mich zuletzt in der Vergangenheit befunden hatte.
Mit der Pistole in der Hand.
Ich schoß.
Das Projektil setzte ich genau zwischen die beiden glühenden Augen der Mumie, um sicherzugehen, daß ich sie auch tötete. Es gab einen dumpfen Schlag, etwas zerriß, und der Lauf der Mumie wurde gestoppt.
Doch sie fiel nicht um.
Geweihtes Silber tat ihr nichts.
Ich mußte ihr schon den Kopf abschlagen.
Diese Erkenntnis überkam mich im Bruchteil eines Augenblicks, doch ich hatte nichts, womit ich sie töten konnte. Die Machete hatte ich zurückgelassen, sie hätte mich nur behindert.
Ich war wirklich hilflos.
Als das Ungeheuer mich schnappen wollte, glitt ich zur Seite, befand mich dicht am Ausgang und verließ die Höhle.
Ich mußte fliehen, mußte zurück, um meine Machete holen, denn diese Ausgeburt der Hölle konnte ich so nicht stellen.
So rasch es ging hetzte ich durch den dunklen Gang. Zweimal prallte ich gegen die Wand und stieß mir hart den Kopf, bevor ich die Lampe einschaltete.
Jetzt endlich sah ich besser.
Hinter mir hörte ich die beiden Mumien. Sie gaben sich gar nicht die Mühe, lautlos zu sein. Für sie war es klar, sie wollten mich packen und töten.
Ich erreichte die Felsengrotte, in der ich auch aufgetaucht war.

Meine Preßluftflaschen lagen noch dort.
Ich bückte mich, um sie aufzuheben. Plötzlich sprudelte vor mir das Wasser, und Suko tauchte auf.
Er und Bill waren natürlich auch wieder in die Gegenwart zurückversetzt worden, und sie griffen in den Kampf mit ein.
Suko sah mich und schwamm sofort auf den schmalen Uferstreifen in der Grotte zu.
»Hast du eine Machete?« brüllte ich.
Der Chinese riß sich das Mundstück heraus und schrie: »Ja!«
Hastig kletterte er an Land.
Da waren die Mumien heran.
Ihre Augen glühten in einem düsteren Rot. Eine unheilige Magie hielt sie am Leben. Diejenige Mumie, die von meiner Kugel getroffen worden war, lief an der Spitze.
Sie griff mich auch als erste an.
Suko kam nicht so rasch aus dem Wasser, ich mußte mich mit bloßen Fäusten verteidigen.
»Johnnn!«
Der Chinese schrie meinen Namen, und seine Stimme hallte in der Grotte wider.
Ich drehte den Kopf, sah aus den Augenwinkeln Bill Conolly aus dem Wasser klettern und bemerkte auch die Machete, die Suko mir zuwarf.
Ich griff daneben.
Die Machete fiel zu Boden.
Die Mumie wußte, was ihr blühte, wollte sich auf die Waffe stürzen, doch ich kickte sie weg.
Dann hechtete ich zu Boden, bekam die Machete an der richtigen Stelle zu fassen, riß sie hoch und schlug aus der Drehung und noch im Liegen damit zu.
Die Schneide pfiff durch die Luft.
Das Monster befand sich mitten im Sprung, hatte die krallenbewehrten Hände ausgestreckt, um sie mir in den Hals zu stoßen.
Die Machete war schneller.
Wie damals im Sumpf reichte ein Schlag, um das Monster auszuschalten.
Sofort sprang ich wieder hoch.
Suko kämpfte gegen die zweite Mumie, während Bill soeben aufs Trockene kletterte.
Der Chinese hielt das Monster von hinten umklammert. Er sah, daß ich freie Bahn hatte, und warf mir die Mumie zu.
»Los, John!« brüllte er.
Ich setzte den Schlag schräg an, und es gelang mir tatsächlich, mit einem Streich das Höllenwesen zu töten.

Der Kopf rollte zu Boden. Der Torso zuckte noch einmal und kippte zur Seite.

Er fiel genau ins Wasser.

Geschafft.

»Was ist mit der Frau?« fragte Bill Conolly.

»Sie ist tot«, sagte ich. »Die ist reich gestorben, inmitten eines Goldberges, aber sie war doch so arm.«

***

Wir gingen in die mit Gold gefüllte Höhle. Juana Alvarez konnte niemand mehr helfen. Sie war auch in ihrem zweiten Leben auf eine schreckliche Art und Weise umgekommen. Und ihre Mörder waren dieselben gewesen.

Ein unbegreifliches Phänomen, doch war die Schwarze Magie wirklich zu begreifen?

Ich glaube kaum.

Selbst ich hatte bisher nur den Bruchteil ihrer Geheimnisse entdeckt. In diesem Fall war ich wieder um einiges schlauer geworden. So wertvoll mein Kreuz auch für mich war, gegen eine fremde, nichtchristliche und unerforschte Magie half es nicht. Da brauchte ich andere Waffen. Doch ich war davon überzeugt, daß ich sie im Laufe der Zeit bekommen würde.

»Dann haben wir also nicht geträumt?« fragte Bill Conolly.

Ich wußte, was er meinte. »Nein, wir sind wirklich in die Vergangenheit geschleppt worden.«

»Das glaubt uns keiner«, flüsterte der Reporter. Ich sah, wie ihm eine Gänsehaut über das Gesicht lief.

»Braucht auch niemand«, erwiderte ich. »Die Menschheit ist längst noch nicht reif genug, alle Geheimnisse zu erfahren.«

»Und was geschieht mit dem Gold?« fragte der Reporter.

»Die mexikanische Regierung wird sich freuen. Ihr steht es schließlich zu.«

Die Tote nahmen wir mit, als wir die Höhle verließen. Wir tauchten wieder auf, und als wir den Dschungel erreicht hatten, lärmten die Vögel und kreischten die Affen.

Ein Fluch war genommen, die Natur und auch die Menschen konnten wieder aufatmen.

Wir aber sehnten uns nach dem weihnachtlichen, feuchten, kalten London, denn der Dschungel war nichts für uns…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 29 »Die Rückkehr des Rächers«